

# Oesterreichisch-Ungarische Revue.

J u l i 1 8 9 0.

(9. Band; 4. Heft.)



## Inhalt.

	Seite
Oesterreichs jüngste Kaiserin . . . . .	193
Dr. Beda Dudik. Von Georg Deutsch . . . . .	221
Ueber die Nothwendigkeit einer österreichisch-ungarischen Colonialpolitik. Von Otto Schier. (Fortsetzung) . . . . .	234
Zu meiner Zeit. Von Adolf Pichler . . . . .	252
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn . . . . .	262
I. Das erste Jahr des Deutschen Volkstheaters. Von Dr. Theodor Loewe. —	
II. Salzburger Spaziergänge. Von R. J. Greinz, besprochen von F. M. Prem.	

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

I. Rudenplatz 5.

# Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirtschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ bildet die Neue Folge der „Oesterreichischen Revue“ und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Inhalt der erschienenen Bände der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichnis der „Oesterreichischen Revue“ sind durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen. Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ungar. Postanstalten entgegen.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Der Prämumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2.50 Francs. Je sechs Hefte bilden einen Band: elegante Einbanddecken (Halbfranzband mit reichem Goldrücken und Leinwandüberzug) sind für die erschienenen fünf Bände das Stück zu 75 kr. durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ seien folgende Aufsätze erwähnt:

## Geschichte.

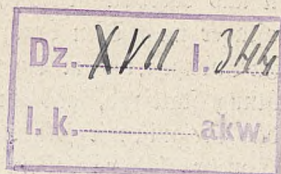
- Hans Schlichter: Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Oesterreich-Ungarn. Bd. I, Heft I, S. 5.  
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.  
Paul von Radics: Die Auersperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.  
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaeta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.  
Joseph von Lehnert: Wilhelm von Tegethoff. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.  
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.  
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.  
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Willersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.  
Hermann Hallwich: Gabriel von Podmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.  
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1, und Bd. III, S. 1.  
Wendelin Böheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Bd. III, S. 129 und 206.  
Paul von Radics: Die Geschichte von Abbazia. Bd. III, S. 223.  
Gustav Steinbach: Franz Déat. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.  
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Kothringen. Bd. IV, S. 193.  
Max Bübingen: Zu den Verwaltungsgrundrissen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 257.  
Joseph von Lehnert: Der Sturz d. Republik Venedig u. d. Occupation i. Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.  
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Bd. V, S. 65.  
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.  
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungsgeschichte. Bd. V, S. 289.  
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Nagusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.  
Eugen Guglia: Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.  
Paul von Radics: Habsburg-Deutmale in Oesterreich-Ungarn. Bd. VI, S. 1.  
Alexander Gigl: Gerhard von Swieten's Vererbung als Leibarzt der kaiserlichen Familie und dessen persönliche Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia. Bd. VI, S. 113.  
Zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Denkschrift des Grafen Georg Apponyi. Bd. VI, S. 241.  
Eugen Gelcich: Ungarns Boscovich. Ein Beitrag zur kulturgeschichtlichen Bedeutung Nagusas. Bd. VI, S. 332.  
Hans Schlichter: Die Regierung der nordamerik. Republik u. die ungar. Frage i. J. 1848 u. 1849. Bd. VII, S. 1.  
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.  
Wilhelm Schramm: Mähren unter Karl VI. Bd. VII, S. 241.  
Georg Deutsch: Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Bd. VII, S. 177 u. 259.  
Joh. B. Meyer: Kaiser Joseph II. Handbillet v. 4. Dec. 1783 üb. d. Besorgung d. Regierungsgeschäfte. Bd. VIII, S. 65.  
Vincenz Goehler: Die Dynastie Habsburg-Kothringen. Historisch-statistische Studie. Bd. VIII, S. 117.  
Eugen Guglia: Kaiser Joseph II. und der Passauer Kirchenstreit. Bd. VIII, S. 186.  
Paul von Radics: Die Reisen Kaiser Joseph II. Bd. VIII, S. 241 und Bd. IX, S. 1.  
Peter Anton von Schlecht-Bischof zu Bischof: Die Entwicklung d. böhm. Kriegl. Bd. IX, S. 81.  
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Die Schlacht von Magenta. Bd. IX, S. 115.

## Öffentlicher Unterricht.

- Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.  
Friedrich Simony: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.  
Wilhelm Erner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.  
Albert Flg: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.  
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schiffschulen. Bd. III, S. 328.  
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwicklung. Bd. V, S. 193.  
Eghidius Freyh. v. Swieten: Die Reform der Universitätsstudien in Oesterreich durch Gerhard von Swieten. Bd. VI, S. 297, und Bd. VII, S. 21.

## Volkswirtschaft.

- Alexander Peetz: Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.  
Heinrich Krähne: Die Bedeutung der Binnenschifffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14.  
Max von Hanken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.  
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.  
Johann Hunsalv: Die Flussregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.  
Franz Berger: Die Wienflussregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.  
Johann Aufsitzer: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. I, Heft VIII, S. 42.  
Friedrich Kleinwächter: Die Czernowitzer Ausstellung von 1886 mit besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Bukowina. Bd. II, Heft IX, S. 5.  
Stephan Molnár: Ungarns Weinbau und Weinhandel. Bd. II, Heft I, S. 10.



## Oesterreichs jüngste Kaisertochter.

Von Heinrich Penn.

Nur eine kurze Spanne Zeit trennt uns von dem Tage, wo in Fischl Erzherzogin Marie Valerie von Oesterreich mit ihrem Bräutigam Erzherzog Franz Salvator vor dem Altare den Herzensbund fürs ganze Leben knüpfen wird. So wollen wir in Folgendem den Lesern ein Lebens- und Charakterbild der anmuthigen, so harmonisch entwickelten Kaisertochter bieten.

Am 22. April des Jahres 1868 kündete es weithin dröhnender Kanonendonner Oesterreich-Ungarns treuen Völkern, daß dem erlauchten Kaiserpaare eine Tochter, daß dem Reiche eine Erzherzogin geboren wurde. Marie Valerie, Erzherzogin von Oesterreich, königliche Prinzessin von Ungarn war es, die an dem genannten Tage in der Wiener Burg das Licht der Welt erblickte.

Der jetzigen Generation ist noch lebhaft der Tag in Erinnerung, an welchem aus Budapest die frohe Nachricht nach Wien gemeldet wurde, und zwar gelangte sie dorthin durch ein Telegramm des Cabinets-Secretärs des Kaisers an den damaligen Minister des Innern, Dr. Karl Giskra. In der Depesche hieß es: „Ueberzeugt von der innigen Theilnahme, wünschen Seine Majestät der Kaiser dieses beglückende Familienereigniß zur allgemeinen Kenntniß zu bringen“. Der Bürgermeister von Wien, Dr. Zelinka, machte bekannt, daß der Kaiser aus Anlaß des freudigen Ereignisses sofort den Betrag von 3000 fl. für die Armen Wiens gespendet habe. Im Gemeinderathe der Residenzstadt wurde eine Deputation, bestehend aus den Gemeinderäthen Newald,

Rhunn und Nikola gewählt, welche die Glückwünsche der Stadt an das Hoflager nach Ofen brachte.

In Budapest, wo am Tage der Geburt der Prinzessin eine großartige Beleuchtung stattfand, gab in der Sitzung des Unterhauses der Präsident das Ereigniß mit folgenden Worten bekannt: „Dreihundert Jahre, ja noch mehr sind verflossen, seit kein Sprößling der jeweilig regierenden Monarchen auf dem Territorium Ungarns zuerst das Licht der Sonne erblickt hat. Dieses Ereigniß wird die beglückende Verbindung, die zwischen dem regierenden Monarchen und seinen treuen Unterthanen besteht, noch enger knüpfen“.

Die Ungarn waren nicht wenig stolz auf ihre, auf ungarischer Erde geborene Prinzessin, und die Historiker der Nation haben nachgewiesen, daß seit dem Jahre 1540, wo ein Erzherzog Johann Sigismund das Licht der Welt in Ungarn erblickte, dies bis in unser Sæculum hinein bei keinem Mitgliede des Erzhauses der Fall gewesen. 1868 herrschte in Pest noch ein lebhafter Nachklang des Jubels, mit welchem die Krönung des Kaisers zum Könige von Ungarn begrüßt worden war, und es sollte auch ein Ungar der Erzieher des jungen Fürstenkinds werden. Der zu diesem verantwortungsreichen Amte ersehene Mann war Bischof Konay in Preßburg.

Im Jahre 1872 war er in Salzburg von der Kaiserin in Audienz empfangen worden, welcher er seine Ansichten über Erziehung entwickelte. Als er wenige Monate später abermals zur Monarchin berufen wurde, sagte ihm die hohe Frau: „Ich will nicht das bisherige System befolgen, und die Erziehung, sowie den Unterricht meiner Tochter vielen Lehrern anvertrauen, sondern nur Einem, und dazu habe ich Sie ausersehen. Sie billigen diesen Erziehungsplan, ich erinnere mich noch der Aeußerungen, die Sie in Salzburg gethan haben. Es werden bei Marie Valerie englische, französische, deutsche und ungarische Frauen sein, aber mit der Erziehung und dem Unterrichte will ich Sie betrauen.“

Ich wünsche, daß der Unterricht in ungarischer Sprache geführt werde, namentlich der Religionsunterricht. Ich bete mit meinem Kinde täglich ungarisch; setzen Sie dies fort. Sie möge religiös, aber nicht zelotisch werden. Wir Alle haben im Leben die Tröstungen der Religion sehr nöthig.“

Am 8. Februar 1875 begann Konay den Unterricht der Erzherzogin Marie Valerie und er führte ihn bis ins Jahr 1883 fort. In jedem Jahre ertheilte er an 400 Unterrichtsstunden.

Die Kaiserin folgte voll lebhaften Interesses den Fortschritten ihrer Tochter und erschien täglich in der Kammer der Erzherzogin, wo sie ihr Frühstück nahm und dem Unterrichte anwohnte.

Aber auch der kaiserliche Vater überwachte mit eifersüchtiger Sorge die Erziehung und den Unterricht seiner Tochter. Bischof Konay erzählt in seinem Memoirenwerke, daß der Monarch häufig die Lehrstunden der kleinen Prinzessin besucht, sich selbst von ihren Fortschritten überzeugt und mit wahrhaft väterlicher Freude ihren klugen Antworten gelauscht habe.

Zu den liebenswürdigsten Anekdoten aus dem angeführten Buche Konay's gehört die Erzählung, wie die kleine Prinzessin Valerie in Gegenwart des Kaisers aus der Geographie geprüft wurde. Bischof Konay fragte die Schülerin, welches die Merkwürdigkeiten OSENS seien, worauf die Prinzessin resolut erwiederte: „Das Merkwürdigste ist, daß ich in Osen geboren worden bin.“ Lächelnd fragte der Kaiser: „Soll die Antwort ernst gemeint sein?“ und Bischof Konay erwiederte für die schweigende Schülerin: „Ich glaube nicht, Majestät, aber schließlich ist das gegenwärtig für die kleine Hoheit wirklich das Denkwürdigste.“

So wie die Erzherzogin Marie Valerie des Schreibens mächtig war, wurden ihre Tagebücher allwöchentlich der Kaiserin übersandt; sie schrieb ihrer Mutter wöchentlich zweimal, dem Kaiser einmal. Den ersten Brief richtete die Erzherzogin aus Ischl an die Kaiserin, welche in Wien an der Leichenfeier Kaiser Ferdinands theilnahm. Der Bischof hatte ihr den Brief vorgegeschrieben, sie copirte ihn.

Der Unterricht floß fort bis ins Jahr 1883, Bischof Konay rühmte seiner Schülerin eine überaus rasche und leichte Darstellungs-gabe nach; schon in den ersten Lebensjahren bekundete sich ihr munterer Geist, ihre rege Schaffensfreudigkeit. Sie lernte leicht und schnell und ihr Lehrer versicherte, daß sie mit zehn Jahren bereits eine Fassungs-kraft bekundete, die oft vierzehnjährigen Mädchen kaum zu eigen ist. Leider wurde der Unterricht der Prinzessin in den ersten Jahren öfters durch deren damalige Kränklichkeit unterbrochen, und im Jahre 1878 trat gar vom Mai bis zum October eine Pause ein. Die Erkrankung der Erzherzogin bereitete den kaiserlichen Eltern und ihrer Umgebung große Sorge. Im October erst verschwand der düstere Schatten, Professor Bamberger sprach das erlösende Wort, es sei kein Anlaß zu weiterer Besorgniß vorhanden. Die Erzherzogin durfte sich wieder ohne Zwang bewegen, die Unterrichtsstunden nahmen neuerdings ihren regelmäßigen Fortgang. Im Jahre 1883 erst zog sich Bischof Konay in

Folge seines zunehmenden Alters etwas mehr zurück und bereitete so selbst seine Enthebung vor, die denn auch am 29. Mai 1883 unter großen Auszeichnungen erfolgte.

Die Erzherzogin empfing nun Unterricht in Geschichte und Literatur von dem Landesschulinspector Professor C. F. Kummer. Ihr geistiger Horizont erweiterte sich rasch, als sie aus dem Kindesalter zum Mädchen heranblühte, sie verrieth alsbald eine gewisse Bestimmtheit und Energie des Denkens, ein sicheres Urtheil in literarischen Dingen und eine ausgesprochene Vorliebe für die schöngeistige Richtung.

Aber mit rührender, dankbarer Anhänglichkeit gedachte die erlauchte Schülerin allzeit der Wirksamkeit ihres ehemaligen Lehrers. Sowohl die hohe kaiserliche Frau, wie auch Erzherzogin Marie Valerie standen in einem ununterbrochenen Briefwechsel mit Ronay und ließen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihm die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten zu erweisen. Sehr oft, wenn die Allerhöchsten Herrschaften Preßburg passirten, wurde Ronay hievon telegraphisch verständigt und ersucht, auf dem Bahnhofe zu erscheinen. Als Bischof Ronay vor einigen Jahren schwer krank war, ließ Ihre Majestät den Hofzug in Preßburg halten und fuhr, begleitet von der Erzherzogin Marie Valerie in einem Fiaker zu Ronay, bei dem sie über eine Stunde verweilte. Als sich der Zustand des Kranken verschlimmerte, wurden stets brieslich oder telegraphisch Erkundigungen über sein Befinden eingezogen. Ja, noch vor einem Jahre, unmittelbar vor der Abreise des Hofes von Budapest nach Sischl, schrieb Erzherzogin Marie Valerie einen mehrere Seiten langen ungarischen Brief an ihren ehemaligen Erzieher, in welchem sie sich in der theilnahmsvollsten Weise nach seinem Befinden erkundigte. Unterschrieben war der Brief mit „Ihre dankbare Schülerin Valerie“. Die Wohnung Ronay's in der Capitelgasse zu Preßburg war ein wahres Tusculum, angefüllt mit vielen sinnreichen und kostbaren Andenken, Zeugen des Wohlwollens, welches Ronay seitens der Allerhöchsten Familie entgegengebracht wurde.

Am 19. März 1889 erhielt Ronay als letztes derartiges Liebeszeichen eine mit einer eigenhändigen Widmung versehene Photographie, welche die Erzherzogin Marie Valerie mit dem Erzherzoge Franz Salvator darstellte. Bekanntlich segnete Bischof Ronay bald darauf das Zeitliche.

Aus dem mit seltener Offenheit geschriebenen Buche des nun verewigten Kirchenfürsten tritt uns das Charakterbild der Prinzessin als ein überaus gewinnendes hervor. Wir lernen die Kaisertochter als ein bescheidenes, gemüthstiefes Wesen kennen, für alles Edle und Erhabene empfänglich, voll Menschenliebe, den Eltern mit kindlicher Ehrfurcht ergeben, für Kunst und Wissenschaft begeistert, ausgestattet mit einer großen Begabung für Musik und Dichtkunst.

Schon in früher Jugend bekundete Erzherzogin Valerie poetisches Talent und ihre Mußestunden widmete sie literarischem Schaffen und dem Studium der Classiker, die sie mit einer Gründlichkeit studirte, die sonst jungen Mädchen abgeht. Schon als neunjähriges Mädchen verfaßte sie kleine Erzählungen: „Was that die kleine Flora mit ihrem Gulden?“ — „Emma vom Dorfe“ — „Trenchen und Mariechen“ — u. s. w. Der Drang, kleine Erlebnisse in poetischer Form auszusprechen, kündigte sich bei der Erzherzogin überhaupt schon in der frühesten Mädchenzeit an. In der Nähe von Ischl zeigt man ein lauschiges Waldplätzchen, wo die kleine Prinzessin, die dort häufig spielte, die Stelle durch einen kindlichen Vers, der in einen Baum eingesehritten wurde, verewigte.

Bei den mannigfachsten Anlässen bekundete die Erzherzogin später ihre poetische Begabung. Wenn man diesen vereinzelt, in die Oeffentlichkeit gelangten Proben nach urtheilen darf, dann ist es ein harmonischer, wohlwollender Geist, der in ihr lebt. Ein Geist, der des Körpers wohl würdig ist, den er bejeelt: des schlanken, wohlgeformten Leibes, der lebhaft an die unvergängliche Schönheit der erlauchten Mutter mahnt, des klugen Hauptes mit dem echt habsburgischen Schnitte, verklärt durch ein leuchtendes, jugendfrohes Auge. So können wir uns Alle daran erfreuen, wie sich die Gaben der Kaisertochter, deren kindliche Anmuth so viele Herzen gefesselt, reich und harmonisch entwickelten.

Ein besonders stimmungsvolles, von dichterischem Schwunge getragenes Poëm ist jenes rührende Gedicht, welches die Erzherzogin ihrem kaiserlichen Vater vor einigen Jahren zu seinem Geburtsfeste widmete, und in welchem sie die Freude des Kaisers an dem Weidmannswerk, die Erholung und die glücklichen Stunden, die er dem Jagdvergnügen dankt, in schwungvollen und von edelster Erfindung getragenen Versen feiert. Dieses Gedicht, das die Erzherzogin kalligraphisch niederschrieb und mit einer Randzeichnung verjah, hängt unter Glas und Rahmen im Jagdschlosse des Kaisers in Würzsteg.

Im vergangenen Jahre gab die Erzherzogin ihrer Freude an deutscher Dichtung dadurch Ausdruck, daß sie für die Ehrung des Sängers der „Bergpsalmen“, ihres Lieblingsdichters Victor von Scheffel wirkte und es im Verein mit ihrer erlauchten Mutter wirklich dahin brachte, daß ihm an der Falkensteinwand am Wolfgangsee in einer Höhe von tausend Fuß eine Gedenktafel errichtet wurde, auf welcher die mit begeistertem Schwung geschriebenen Verse der Erzherzogin prangen.

Ein anderes schwunghaftes Gedicht „Der junge Rhein“, welches die Erzherzogin verfaßte, wurde von vielen österreichischen und deutschen Journalen reproducirt und auch in Musik gesetzt.

Wie rührend sind weiters die Verse, welche sich auf einen Unfall der Kaiserin in den steierischen Bergen beziehen.

Mürzsteg, am Fuße der hohen Weitsch gelegen, ist der Knotenpunkt für zwei getrennte Wege nach Mariazell. Von Mürzsteg nördlich, dem Laufe der Mürz entgegen, führt, wie schon von Neuberg nach Mürzsteg, auch ein Fahrweg durch das Thal, zwischen den Abstürzen des Seefopfes und der Proleswand einerseits und jenem der Schneeralpe andererseits über den Scheiterboden in die Frain. Immer mehr verengt sich das Thal und wird zu einer Schlucht, die kaum mehr dem Bache Raum läßt. Nach ungefähr dritthalb Stunden Wanderung von Mürzsteg erweitert sich nach rechts der Felsenpaß zu einem höchst romantischen Felskessel, in dem ein aus einer Höhle, circa 1000 Fuß, abstürzender Bach den Wasserfall zum todten Weib bildet. (Seehöhe 2695 Fuß). Hier war es, wo Kaiserin Elisabeth am 26. August 1883 durch einen Sturz vom Pferde in Lebensgefahr gerieth. Auf dieses Ereigniß hat das nächst dem todten Weib befindliche Bild des heil. Georg im Kampfe mit dem Lindwurm Bezug, unter welchem sich nachstehende, schlichte, jedoch tief empfundene fromme Verse der Erzherzogin Marie Valerie befinden:

„Heiliger Georg, Reitermann,  
 Der vor Gefahr uns schützen kann,  
 Der Meine Mutter oft beschützt,  
 Wo keines Menschen Hilfe nützt;  
 Ich bitte Dich mit Zuversicht,  
 Verweig're mir die Liebe nicht,  
 Beschütze stets das theure Leben,  
 Das mir das Licht der Welt gegeben“.

Wer Gelegenheit hatte, das Lainzer Jagdschloß zu besuchen, dem ist im Schreibzimmer der Kaiserin gewiß ein Aquarell aufgefallen,



welches das Heidelbergerſchloß darſtellt. Skizzirt wurde das Bild an Ort und Stelle von der Erzherzogin Marie Valerie, als ſie mit ihrer Mutter vor einigen Jahren die berühmte Ruine beſichtigte. Dem allerliebſten Aquarell hat die Erzherzogin ein höchſt ſtimmungsvolles Gedicht beigeſügt.

Auch auf dramatiſchem Gebiete verſuchte ſich die Erzherzogin mit glücklichem Erfolge. Bei verſchiedenen feſtlichen Begebenheiten im Kaiſerhauſe wurden Proverbes und einactige Stücke, welche die Erzherzogin geſchrieben und welche durchwegs höchſt poetiſch anmuthen und einen wahrhaft ideellen Werth enthalten, in der Burg und auch in der Villa Wartholz in Reichenau, im Kreiſe der Familie des Erzherzogs Karl Ludwig, aufgeführt und Hoffſchaupſpieler Ritter von Sonnenthal war es, der die Inſcenirung dieſer Pièces übernahm, bei welcher die Erzherzogin oft ſelbſt mitſpielte, wie ſie überhaupt für die dramatiſche Kunſt große Vorliebe hegte. So ertheilte Hoffſchaupſpieler Lewinsky der Prinzessin durch einige Zeit dramatiſchen Unterricht, fuhr gar oft von Wien nach Gödöllö, wenn die Erzherzogin dort mit der Kaiſerin weilte, und kehrte dann nach Wien zurück, um Abends im Burgtheater zu ſpielen. Ueberhaupt hat die Erzherzogin dem Burgtheater ſtets die offenkundigſten Sympathiebeweise gegeben, war deſſen eifrige Beſucherin und bekundete beſonders für das claſſiſche Repertoire ein beſonderes Intereſſe. Bei Freudenfeſten und bei Trauerfällen war die Prinzessin ſtets mit unter den Erſten, welche ſich mit Glückwunſch oder Condolenz einſtellten. Namentlich iſt es Charlotte Wolter, deren Genie die Erzherzogin begeistert. Nach dem Hinſcheiden des Grafen Sullivan erhielt die Künſtlerin außer der von Iſchl datirten Depeſche, welche folgenden Wortlaut hatte:

„Soeben hören Mama und ich von dem ſchweren Verluſte, der Sie betroffen, und ſprechen Ihnen unſer tiefftes Beileid aus.

Marie Valerie“ —

noch einen vier Seiten langen Brief von der Erzherzogin, deſſen Inhalt Frau Wolter zu Thränen rührte.

Zu den Lieblingsdichtern der Prinzessin zählt auch Heinrich Heine und der Dichterkönig Friedrich Schiller. Die beiden hohen Frauen erfreuen ſich öfters an der Recitation von Gedichten dieſer begnadeten Poeten. Als der Recitator Profeſſor Strakoſch in der Sommer-Villegiatur des Hofes zu Iſchl einen Vortrag hielt, legte Erzherzogin Marie Valerie ſtaunenswerthe Proben ihrer Belesenheit und namentlich ihrer Kenntniß der deutſchen Literatur an den Tag.

Professor Strakosch sprach auf besonderen Wunsch der Kaiserin Heine's „Wallfahrt nach Kevlaar“, wobei die Kaiserin sich als treffliche Kennerin der Dichtung erwies und Strakosch lächelnd darauf aufmerksam machte, daß er die Strophe: „Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken, — der jezo tanzt auf dem Seil; — gar Mancher spielt jetzt die Bratsche, — dem dort kein Finger war heil“, ausgelassen habe. Einem Wunsche der Erzherzogin Rechnung tragend, trug Strakosch noch Schiller's „Taucher“ vor. „Mich haben“, — äußerte damals Marie Valerie, — „die Formschönheit, der warme Ton und die Gemüthsinnigkeit dieses Gedichtes schon vor Jahren entzückt und mit Begeisterung lauschte ich Ihrem so verständnißvollen Vortrage dieses Poëms, „das zu meinen Lieblingsgedichten gehört“.

Ihr sinniges poetisches Gemüth zeigt sich auch in dem Umstande, daß die Prinzessin es liebt, Blumen von den Gräbern berühmter Dichter und Musikhelden zu sammeln und aufzubewahren; es befinden sich in ihrer Sammlung beispielsweise auch Blumen von den Gräbern Richard Wagner's und Franz Liszt's.

So ist in Erzherzogin Marie Valerie ein schöngestiges, man könnte sagen ästhetisirendes Element, das Erbtheil der wittelsbachischen Mutter, mit der verständigen Entschlossenheit habsburgischen Wesens zu liebenswürdiger, harmonischer Einheit verschmolzen, so hat sie von der Kaiserin die Vorliebe für Natur und Literatur, vom Kaiser den Sinn für Humanität und Pflichttreue geerbt.

\* \* \*

Das Verständniß der Erzherzogin für die landschaftlichen Schönheiten ihres Heimathlandes, ihre Lust an Ausflügen und Partien, wie ihre Liebe zu den Bergen klingen in zahlreichen schönen Gedichten wieder, welche ihrer graciösen Feder entstammen. In schwungvoller, von edelster Empfindung getragenen Versen preist sie ihr liebes Ischl, in dem sie vom Frühjahr bis zum Herbst zu verweilen pflegt, mit der Kaiserin Bergtouren machend, denen sich sonst Damen kaum gewachsen fühlen.

Erzherzogin Valerie ist eben, gleich ihrer erlauchten Mutter, eine ausgezeichnete Touristin und fast auf allen großen Bergtouren, welche die Kaiserin unternommen hat, befand sich die Erzherzogin als unermüdlige und fröhliche Begleiterin an ihrer Seite. Mit Derselben Wald und Höhen zu durchstreifen, war der Erzherzogin höchstes Vergnügen. An schönen Punkten wurde dann Halt gemacht, Notizbuch und

Bleifeder hervorgezogen, und der gehobenen Stimmung poetischer Ausdruck verliehen.

Gar oft sahen die Ischler Gurgäfte die Kaiserin und ihre Tochter Früh ihre Promenade antreten und erst Abends zurückkehren. Die hohen Damen trugen die denkbar einfachste Kleidung, kräftige Bergstiefel, große Sonnenschützer. Erzherzogin Valerie bekundete eben seit jeher ein weitgehendes Verständniß für die landschaftlichen Schönheiten ihres Vaterlandes, ihre innige Liebe zu den heimischen Bergen ließ sie selbst dann, wenn die Kaiserin Reisen ins Ausland unternahm, daheim bleiben, wo sie, ganz ihren literarischen und künstlerischen Neigungen lebend, an Geist und Seele erstarbte, und heute wohl eine der begabtesten, harmonisch entwickeltesten Erscheinungen ist, die in dem an Frauenschönheiten so reichen Kreise der stolzen Bindobona leuchten.

Eines zunächst ist Thatsache: Jene Herzensgüte, die unser Kaiserpaar ziert, ist auch das Erbtheil der jungen Erzherzogin geworden. In Gödöllö und anderwärts, wenn sich Erzherzogin Marie Valerie mehr gehen lassen darf, wenn sie eher erscheinen kann, wie sie ist, als in Wien, wo die Etiquette immer ihre Anforderungen geltend macht, überall, wo die Kaisertochter Sommeraufenthalt nimmt, circuliren reizende Hiftörchen von ihren Erlebnissen bei Begegnungen mit Bauernkindern und armen Leuten. Es scheint eben, als hätte Erzherzogin Marie Valerie jenes seltenste Pathengeschenk erhalten, die echte Kindlichkeit des Geistes; wohl vereinbar mit der höchsten Entwicklung desselben, ja fast nur bei solcher zu finden, erhält sie ihn frisch und regsam auch bei den höchsten Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit.

Ein köstliches Hiftörchen noch aus der Kinderzeit der Prinzessin ist Folgendes:

Es war in der Mitte der Siebzigerjahre als Ihre Majestät sich zum ersten Male in ein englisches Seebad begab. Die neugierigen englischen Reporter behelligten die hohe Frau in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit, wo sie Ruhe suchte. Den Schwarm der Reporter abzuhalten, betraute Graf Julius Andrássy einen ungarischen Schriftsteller mit der Aufgabe, sich an Ort und Stelle zu begeben, die Gegend und die Lebensweise der Allerhöchsten Herrschaften kennen zu lernen und über all das einige Feuilletons zu schreiben, die dann in englischen und einheimischen Blättern erscheinen sollten. Dieser Schriftsteller war der geistvolle Publicist Dr. Adolf Agai. Während nun Dr. Agai unter Führung des Fräuleins v. Ferenczy das Schloß besichtigte,

kamen ihm in einem Corridor Ihre Majestät und die kleine Prinzessin Marie Valerie entgegen. Fräulein v. Ferenczy stellte den Schriftsteller der kleinen Erzherzogin mit den Worten vor: „Dieser Herr ist der Forgo Bacsi, der das „Kis Lap“ schreibt. Er hat auch ein so kleines Töchterchen“ — Dr. Agai hatte noch kaum Zeit, sich zu verneigen, als die Prinzessin, ihn mit ihren klugen Augen groß ansehend, die Frage an ihn richtete: „Forgo Bacsi lernt auch Ihre Tochter schwimmen?“ — „Gewiß, Hoheit!“ stammelte der Schriftsteller, verduzt über die seltsame Frage, während die Kaiserin, herzlich lachend, ihr Töchterchen mit Küßsen bedeckte. Fräulein v. Ferenczy erklärte alsdann dem Schriftsteller die sonderbare Frage. In dem Schlosse befand sich ein riesiges Badebassin, das täglich mit kaltem Wasser gefüllt wurde, und worin die Prinzessin auf mütterliches Geheiß, aber sehr unwillig, täglich Schwimmlektionen nehmen mußte. Zu jener Zeit gab es für die Prinzessin kein böseres Verhängniß, als die Pflicht, schwimmen zu lernen, und darum erkundigte sie sich so eingehend darüber, ob sie in Dr. Agai's Tochter eine Leidensgefährtin besitze. —

Das treue Volk Oesterreichs gedachte und denkt gar oft der allseits so sehr geliebten Kaisertochter. Ein schönes Beispiel bietet dafür die Reise des Monarchen in Dalmatien im Jahre 1875. Gar viele Kundgebungen zarter Liebe und feuriger Begeisterung rührten und erfreuten den Kaiser auf dieser ganzen Reise. So war der Monarch innig gerührt, als ihm in einem kleinen Städtchen am 22. April, dem Geburtstage der Erzherzogin Marie Valerie, ein Blumenstrauß mit der einfachen Widmung überreicht wurde: „Dem Vater zum Wiegenfeste der Tochter“.

\* \* \*

An einem Tage des Jahres 1888 wurde an die Thür des Hofphotographen Koller zu Budapest geklopft. Man rief „Herein!“, die Thür wurde von außen aufgemacht, allein Niemand trat über die Schwelle. Als dann der Photograph nachschaute, was es draußen gebe und er drei Bauersleute mit großen Bündeln am Rücken erblickte, da begriff er wohl, warum die Braven, Mutter, Tochter und ein junger Bursche, kläglich vor der Thüre stehen blieben. Die wackeren Leute konnten nämlich mit ihren großen Bündeln auf dem Rücken nicht zur Thüre hinein. Man mußte die beiden Flügel der Salonthüre öffnen — und dann spazierten die Drei in das Atelier. „Was wollt Ihr, Leutchen?“ fragte der Photograph. „Ich wünsche einen schönen guten Morgen,“

sagte Frau Suhacz aus Aszod (denn sie war es und ganz Aszod kennt sie), „und hier bringe ich einen Brief von der Frau Königin!“

Nun pflegen die Königinnen heutzutage nicht Boten zu schicken, die durch das Bündel auf dem Rücken verhindert werden zur Thür einzutreten. Der Photograph machte daher bei dieser Ansprache der Bäuerin ein ziemlich verwundertes Gesicht. Aber Frau Suhacz verlor nicht die mindeste Zuversicht und gute Laune. Sie bat nur, ihr Bündel ablegen zu dürfen und richtig — es lag darin wohlverwahrt in der Mitte zwischen dem mit Knöpfen besäeten Niederleibchen und dem Faltenrock, extra noch sorgsam in Zeitungspapier eingehüllt — der Brief. Das Schreiben kam in der That von der Königin Elisabeth, die durch die Hofdame Fräulein Ferenczy ersuchen ließ, daß man Frau Suhacz, ihre Tochter Mariska und deren Bräutigam photographiren und die Photographien nach Gödöllö senden möge.

Nun wurde auch das Geheimniß der großen Bündel gelüftet. In diesen lag nämlich der Sonntagsstaat, fein säuberlich eingepackt, damit er von dem Ruß und Schmutz auf der Reise zwischen Aszod und Budapest nicht verdorben werde. In diesem Sonntagsstaat wurde dann die Gruppe porträtirt, wie es Königin Elisabeth in dem durch Frau Suhacz überbrachten Briefe gewünscht hatte.

Frau Suhacz und ihre Familie sind nämlich im engsten Kreise des Herrscherhauses bekannt. Die Aszoder Bauernfrau war die Amme der Prinzessin Marie Valerie und Mariska Suhacz ist die Milchschwester der Kaisertochter.

Während der letzten Erntezeit vollzog sich aber ein Ereigniß, das bald allgemeiner Gesprächsstoff in der idyllischen Welt von Aszod wurde. Zwischen Mariska und Lepenye Janos (der Bursche wird einst drei Viertel Feld und einen Weingarten von seinem Vater erben) geschah eine deutliche Annäherung, die keinem scharfsichtigen Beobachter, von denen Aszod, zumal in den Kreisen seiner älteren Damen überfüllt ist, entgehen konnte. Lepenye liebte Mariska. Noch dunkelte es am Himmel, wenn die Schnitter im Morgengrauen aufs Feld zogen. Aber der eine Stern, der am Firmament erblaffend niederging, leuchtete noch immer so helle, daß Mariska und Janos sich erkennen konnten und mit den Sensen auf den Schultern zum Haferschnitt vereint auszogen. Was zwischen den Beiden im Stillen verhandelt wurde, daß wußte nur ein glückliches Sonntagskind zu sagen.

Die Alten aber sahen den jungen Leuten an, wie sie zu einander standen, und bald fand die Verlobung statt.

Von diesem großen Ereigniß wurde aber an Kaiserin Elisabeth und Erzherzogin Marie Valerie Meldung erstattet. Der Uzoder Schulmeister machte den Aufsatz und Mariska schrieb dieses Profastück mit ihren schönsten Buchstaben ab und bald kam von Prinzessin Marie Valerie ein herziger Glückwunsch mit der Versicherung, daß ihr das Wohl der braven Milchschwester auch ferner am Herzen liegen werde.

Mariska ist übrigens nicht nur als Milchschwester der Prinzessin Marie Valerie bemerkenswerth. Sie ist das reizendste Naturkind, das je auf ländlichen Fluren erblüht. Sie ist schön in ihren hohen Schaftstiefeln, mit dem schneeweißen gestickten Hemd und dem großgeblumten Busentuch mit den herabwallenden Seidenfransen. Wie sie auf dem Bilde des Professor Koller anzusehen ist, in der einen Hand das gestickte Taschentuch, die andere Hand mit schelmischer Zuversicht in die Hüfte gestemmt, am Halse eine schöne Korallenschnur und das braune Haar spiegelglatt gescheitelt, so ist Mariska der reinste Typus des „Mädchen aus dem Alpböden“. Am schönsten sind Mariska's Augen. So viel liegt in diesen Augen, wie sonst nur in Goethe, Heine und Byron zu lesen ist. Aber es ist gewiß, keines dieser frivolen Weltkinder ist der braven Mariska in den Sinn gekommen. Nur der einzige Lepenye Janos hat in diesen keuschen Augen gelesen und das Gefühl für den Verlobten verklärt den Blick des schönen Bauernkinds.

Sehr oft ist in Märchenbüchern von einer Prinzessin und einem Bauernmädchen zu lesen. Aber wenn eine Prinzessin gut ist und zart und sinnig empfindet, so kann sich die Geschichte von der Prinzessin und dem Bauernmädchen, so wie in dem vorliegenden Fall, auch heutzutage wiederholen.

\* \* \*

Der 28. August des Jahres 1888 galt den Bewohnern Friesachs in Kärnten als Festtag, da die Stadt am selben Tage durch den Besuch der Erzherzogin Marie Valerie ausgezeichnet wurde. Custos Dr. Flg, welcher sich in Begleitung der Erzherzogin befand, hatte ihre Aufmerksamkeit auf sehenswerthe Alterthümer dieser Stadt gelenkt, und da sich die Erzherzogin damals eben mit Alterthumsstudien befaßte, interessirte sie sich lebhaft für Bau- und sonstige Denkmale vergangener Epochen. Zuerst wurden die Römersteine nächst der Kirche besichtigt, dann wurde der alte römische Brunnen am Plage in Augenschein genommen. Die Erzherzogin unterließ es auch nicht, den Schuhmachermeister Lattecher, der ein passionirter und verständiger Anti-

quitätenjammler ist, durch einen längeren Besuch zu ehren. Für den schlichten einfachen Sinn der Prinzessin spricht der Umstand, daß selbe, als sie erfuhr, der Schuhmacher gehe damit um, sein Heim für den ihm angekündigten hohen Besuch festlich zu schmücken, Lattecher sagen ließ, er möge dies unterlassen, da sie sonst sein Haus nicht betreten würde. Sie wählte aus der Sammlung auch eine interessante Antiquität aus und lohnte dem Eigenthümer, der ihr selbe zum Geschenke machen wollte, dafür mit einem namhaften Gegengeschenke. Von da begab sich die Erzherzogin auf den Petersberg, wo die Ruinen, der römische Brunnen, der berühmte „Donjon“, die Kirche mit ihren alten Meßgewändern zc. einer eingehenden Besichtigung gewürdigt wurden. Am Abend begab sich Erzherzogin Marie Valerie zu Fuß nach dem Florianihügel, dessen Ruinen bei Abendbeleuchtung einen schönen Anblick bieten. Die hohe Dame bekundete für alle Sehenswürdigkeiten der alten Stadt das größte Interesse und machte auch verschiedene Einkäufe an Antiquitäten und Krügen des Hafnermeisters Meronelli, die derselbe nach antiken Mustern herstellt und bereicherte ferner ihre Photographiensammlung durch den Ankauf zahlreicher Ansichten. Dr. Hg konnte den regen Eifer, den die Prinzessin dem Studium der Alterthümer entgegenbrachte, nicht genug loben und erklärte späterhin, daß Erzherzogin Marie Valerie zu seinen aufmerksamsten Schülerinnen zählte, da sie allezeit den lebhaftesten Drang bewies, ihre Kenntnisse in diesem Fache sowohl theoretisch als praktisch zu erweitern.

Von diesem Aufenthalte in Friesach sind uns einige reizende Charakterzüge der Prinzessin bekannt geworden.

Dortselbst hat sich ein sicherer Joseph Zechner, der vormals nach Absolvirung der Soldatenschule in Dedenburg als Husarenwachtmeister mit Auszeichnung gedient, und bei Custozza sich hervorgethan hatte, als Wirth des Gasthauses „zur Post“ und Lohnkutscher niedergelassen. Als nun Prinzessin Valerie mit der Gräfin Kornis von Friesach nach Gurrk mittelst Wagen fahren wollte, wurde Zechner mit der Beistellung der Fahrgelegenheit betraut. Mathas, der alte Leibkutscher der Erzherzogin, lenkte den Wagen und Zechner im Festkleide nahm neben ihm auf dem Kutschbocke Platz. Während der Fahrt hörte die Prinzessin plötzlich den Friesacher Wirth und Lohnfuhrwerker nicht ohne Verwunderung mit ihrem Leibkutscher ungarisch reden und richtete deshalb an den Ersteren huldvoll die Frage, wie er die Kenntniß des ungarischen Idioms erlangt habe; Zechner erzählte nun von seiner

militärischen Laufbahn, und wie er nach der Schlacht von Custoza nach Friesach gekommen sei. Hier habe er ein hübsches, braves Mädchen kennen gelernt, und —

„Und da haben Sie es vom Fleck weg geheiratet“, fiel ihm die Prinzessin lächelnd in die Rede.

„Zu Befehl kaiserliche Hoheit“, entgegnete der ehemalige Wachtmeister, „vom Fleck weg.“

Im weiteren Verlaufe der Fahrt hörte die Prinzessin, ohne daß Mathas dies ahnte, daß letzterer Zechner erzählte, die Erzherzogin werde sich nun bald verheirathen, und da gehe er in Pension.

Marie Valerie aber rief da ihrem alten Leibkutscher resolut zu: „Mathas, das wirst Du nicht thun!“

Ehrfurchtsvoll entgegnete der Alte: „Kaiserliche Hoheit, das werde ich ja thun, denn ich könnte keinem andern Herrn so treu ergeben und verehrungsvoll zugethan sein, wie Eurer kaiserlichen Hoheit!“

„Wenn ich aber nicht will, daß Du gehst,“ rief die Prinzessin lebhaft.

„Dann bleibe ich,“ sagte der alte Diener mit tiefer Rührung, indem er sich mit der Hand über die feuchten Augen fuhr.

Welch' einen schönen Zug seltener Herzensgüte weist uns diese Geschichte!

\* \* \*

Wo der Sinn für alles Gute und Schöne so herrlich entwickelt ist, fehlt auch wahre Herzensgüte nicht. In gemüthvoller Weise äußerte sich der Wohlthätigkeitsinn der Erzherzogin schon in ihrer Kinderzeit, als in Wien im März 1876 in den Blumenälen ein Kinderbazar eröffnet wurde. Damals wurde die Erzherzogin durch die Schilderung des Unternehmens so lebhaft angeregt, daß sie selbst einen solchen Bazar gegen Entré für arme Kinder in ihren Gemächern in der Wiener Hofburg veranstaltete. Die Prinzessin und ihre nächste Umgebung fertigten alle Gegenstände selbst an, und als der Bazar in Gegenwart vieler Mitglieder des Hofes in festlicher Heiterkeit eröffnet wurde, stand die Erzherzogin als strenge Thürhüterin vor den Gemächern und nahm persönlich das Eintrittsgeld ab, welches ein hübsches Erträgniß für die Armen abwarf.

Die stillen Wohlthaten, welche die Erzherzogin übt, haben ihr längst in den Herzen aller Armen und Bedürftigen ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Die Erzherzogin ist Protectorin mehrerer Wohlthätig-



keitsvereine, für die sie höchst ersprießlich zu wirken versteht. Wo es zu helfen gilt, ist sie bereit. Sie sucht junge Talente zu fördern, Unglücklichen Trost zu spenden und frohe Stunden zu bereiten.

Vor einiger Zeit erfuhr die Erzherzogin, daß ein armer sechs-jähriger Knabe, Namens Leopold Spielmann, ein außerordentliches musikalisches Talent bekunde, welches aber verkümmern müsse, da Niemand sich des Kindes annehme. Rasch entschlossen, überzeugte sich die Erzherzogin selbst von der Würdigkeit des Knaben, von dem sie sich in der kaiserlichen Villa in Sschl mehrere Clavierstücke vorspielen ließ. Auf Veranlassung der Erzherzogin wurde er in das Conservatorium aufgenommen. Der Kaiser hat für den überaus talentirten Knaben sowohl das Schulgeld, als auch einen jährlichen, nicht unbedeutenden Ausbildungsbeitrag in hochherziger Weise durch die kaiserliche Fondsgüterdirection antweisen lassen. Die Erzherzogin verbot dem kleinen Spielmann dabei streng, sich öffentlich hören zu lassen, „bis er wirklich etwas kann.“ Und vor kurzer Zeit genoß der Knabe das Glück, seiner hohen Protectorin zu zeigen, daß er bereits etwas kann. Der kleine Virtuose weilte während des August 1889 mit seiner Mutter in Sschl zum Sommeraufenthalte, wo der Kaiser am 26. August aus Wien zu mehrtägigem Aufenthalte eintraf. Am folgenden Tage um 5 Uhr Nachmittags wurde Frau Spielmann mit der freudigen Botschaft überrascht, sich mit ihrem Sohne um halb 7 Uhr Abends in der Kaiservilla einzufinden, wo dieselben von der Kammervorsteherin der Erzherzogin Valerie, Gräfin Marie Kornis, empfangen wurden. Um halb 7 Uhr öffneten sich die Flügelthüren des Salons und es erschienen zuerst Prinzessin Gisela von Bayern mit ihren Kindern, dem Prinzen Georg und den Prinzessinnen Augusta und Elisabeth, dann Erzherzogin Marie Valerie und zuletzt auch der Kaiser. Einer Aufforderung der Erzherzogin Valerie entsprechend, nahm der kleine Virtuose am Bösendorfer-Flügel Platz. In aller Gemüthsruhe holte er aber früher aus einem Winkel des Salons einen in einem Tuche sorgsam verpackten Gegenstand hervor; es war, wie mit Heiterkeit wahrgenommen wurde, ein kleiner Fußschemel, den der Herr Concertgeber mitgebracht hatte, damit er seine kurzen Beinchen leichter placiren könne. Mit einer Sonate von Mozart leitete der kleine Pianist seine Production ein. „Das ist ja merkwürdig — dieser Anschlag,“ äußerte der Kaiser, als der Knabe geendigt hatte. Nach der zweiten Piece von Heller sagte der Kaiser zur Mutter: „Lassen Sie ihn doch ein wenig ausruhen, es strengt ihn ja sonst zu sehr an.“ Der Kaiser erkundigte

sich, wie lange der Knabe lerne, und sprach seine Verwunderung aus, daß er alles auswendig spiele. Nach jeder der folgenden Piecen, darunter einer Nocturne von Field, sprach der Kaiser: „Sehr gut!“ — Auch eine Sonate von Clementi fand großen Beifall, und Erzherzogin Valerie war entzückt, als sie gewahrte, daß der Kaiser mit so gutem Interesse dem Spiele ihres Schützlings folgte. Nach der großen Sonate von Clementi sagte der Kaiser zum Knaben: „Bist Du nicht müde?“ worauf dieser unbefangen erwiderte: „O nein, Majestät!“ Nachdem das Programm zu Ende gespielt war, erhoben sich die Herrschaften von ihren Sitzen, um sich zurückzuziehen. Zur heiteren Ueberraschung des Hofes äußerte aber der Kleine, daß er nun noch etwas spielen möchte, so daß der Kaiser lächelnd nochmals Platz nahm und auch die anderen Mitglieder des Hofes sich wieder niedersetzten. Der Kleine brachte nun das Kaiserlied mit Variationen zu Gehör, was ungemein beifällig von Allen aufgenommen wurde. Damit war das interessante „Hofconcert“ beendet. Der Kaiser reichte dem kleinen Virtuosen zum Abschiede freundlichst die Hand und ermunterte ihn, nur recht fleißig im Studium fortzufahren. Auch die Prinzessintöchter des Kaisers und dessen drei Enkel reichten dem kleinen Virtuosen die Hand. Einige Tage darauf wurde der kleine Schützling der Erzherzogin Valerie abermals in die Kaiservilla beschieden. Die Kammervorsteherin der Erzherzogin empfing Frau Spielmann und ihr Söhnchen und entnahm aus einem bereit gehaltenen Etui eine sehr werthvolle goldene Uhr sammt prachtvoller goldener Kette und Medaillon. In liebenswürdigster Weise befestigte Gräfin Marie Kornis dem Kleinen persönlich Uhr und Kette und erklärte ihm dabei die in der Uhr eingravirten Initialen „M. V.“ und die über diesen Buchstaben angebrachte Kaiserkrone. „Das Geschenk,“ sagte die Gräfin zu dem freudigst überraschten Knaben, „hat Ihre k. Hoheit für Dich bestimmt, damit Du ein Andenken von Ihrer k. Hoheit besitzt.“

Der junge Virtuose war überglücklich, aber nichts freute ihn so sehr, als die hohe Ehre, die ihm dadurch widerfahren, daß ihm sein Kaiser die Hand gereicht hatte. Mit Stolz erzählte er allen Bekannten davon.

Was den Wohlthätigkeitsinn der Erzherzogin betrifft, so weiß man ferner, daß sie unmittelbar nach dem furchtbaren Ringtheaterbrande von ihrem kaiserlichen Vater sich die Gnade ausbat, eines der in Folge der Katastrophe verwaisten Kinder annehmen zu dürfen. Die kleine Bertha Kubat war so glücklich, unter die Obforge der Erz-

herzogin Valerie gestellt zu werden, die seither für ihren Schützling in der munificentesten Weise sorgt und an jedem Jahrestage der Katastrophe das elternlose Kind empfängt. Es ist jetzt 13 Jahre alt, und nimmt die Erzherzogin wiederholt Anlaß, sich im Kloster der Dominikanerinnen zu Hacking nach den Fortschritten der armen Waise zu erkundigen.

Wie viele Wohlthaten spendet die Erzherzogin in Ischl!

An der Soolenleitung in Ischl liegt ein kleines Häuschen, welches von einer mit Kindern reich gesegneten Wittve bewohnt wird. Die edle Kaiserin wollte die Kinder in einer Anstalt unterbringen, doch die Mutter konnte sich von ihnen nicht trennen. Nun vergeht kein Sommer, ohne daß die hohe Wohlthäterin käme, es geht keine Weihnacht vorüber, in welcher Erzherzogin Marie Valerie der Wittve und ihrer Kinder vergäße.

Ähnliche Züge wären noch gar viele zu erzählen. Wo es galt, rasch zu helfen, zu trösten und aufzurichten, Gutes zu stiften und Schönes zu fördern, hat die Erzherzogin, kaum daß sie dem Kindesalter entwachsen war, stets ihren Edelsinn bekundet. Ihr Charakterbild ist das einer echten Fürstentochter und die Bevölkerung Oesterreichs und Ungarns widmet ihr daher die wohlverdienten herzlichsten Sympathien. Sie ist ein Wesen, wie geschaffen, zu beglücken, und sie verdient glücklich zu sein.

\* \* \*

Erzherzogin Marie Valerie hat sich ganz individuell entwickelt, bestrickend in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit, verzichtend auf allen äußeren Tand und Puz, hat sie sich den Blick auf das Ideale ungetrübt gewahrt. Um den Hals ein schmales, brillantenbesetztes Band und ein mit kleinen Perlen garnirter Goldreif, um das hochgesteckte Haar zu halten — das ist der ganze Aufwand, welchen die Erzherzogin bei großen Anlässen macht. So erschien sie bei dem Abschied vom alten Burgtheater, so bei der Eröffnung des neuen Hauses. Nur bei den Hof- und Kammerbällen entnimmt die Erzherzogin ihrem Schmuckkästchen einige jener kostbaren Edelsteine, welche sie an Namens- und Geburtsfesten von ihren kaiserlichen Eltern zum Geschenke erhalten hat. Auf allen jenen Bällen war Erzherzogin Marie Valerie, die vortrefflich und leidenschaftlich tanzt, fast immer so einfach gekleidet, daß sie gerade dadurch vortheilhaft auffiel. Ein schlichtes, wenig garnirtes Tüllkleid mit ausgechnittener krauser Taille, ein Silber- oder Moirée-

gurt — voila tout. Marie Valerie liebt wohl das Schöne, die Kunst, die ethischen Genüsse, ihr widerstrebt aber alles, was dem Putz, jener raffinirten Toilettenkunst gleichkommt. Die junge Erzherzogin könnte all den nach Nouveautés lüfternen Modedamen unserer Zeit als ein Muster der Einfachheit vorangestellt werden. Obgleich auf den Sonnenhöhen des Lebens wandelnd, jedem Ungemach entrückt, hat sie sich doch ihr warmes Herz, ihre Einfachheit und Natürlichkeit bewahrt. Wahrhaft wohl fühlt sie sich nur im einfachen Hauskleide. Das wissen die Fischer am besten, welche die Erzherzogin nach Schluß der Saison im Spätherbst ihre täglichen Promenaden in einem wetterfesten, aber völlig schmucklosen Anzuge machen sahen. Gleich ihrer Mutter liebt die Erzherzogin den Aufenthalt in der freien Gottesnatur. Von der Kaiserin, oder in deren Abwesenheit von der Gräfin Kornis begleitet, unternahm die Kaiserin Tochter von Fischl aus bei jeder Witterung größere Ausflüge und die Szenen, deren Zeugin die Erzherzogin bei ihrem Incognitobesuche der entlegenen Bauerngehöfte war, wurden dann dem Kaiser mit entzückendem Humor mündlich oder schriftlich mitgetheilt; an diesen Schilderungen hatte der Monarch stets unendliches Vergnügen.

Die Einrichtung der Appartements der Erzherzogin Marie Valerie in der Wiener Hofburg zeigt nicht den geringsten Luxus im Ameublement. Was dem Besucher zunächst auffällt, ist die außerordentlich reiche Bibliothek. Es sind nicht durchwegs Prachtbände, die man da sieht. So manches kostbare Buch dieser Sammlung hat eine sehr bescheidene Hülle. In dem Arbeitszimmer ihrer Tochter hat die Kaiserin ihr Lieblingsplätzchen. Stundenlang conversiren oder lesen hier Mutter und Tochter. Die Kaiserin ist stets die Erste, welche von den dichterischen Inspirationen ihrer Tochter Mittheilung erhält und erst nachdem die Kaiserin ihre Zufriedenheit mit einem Gedichte zu erkennen gegeben, wohl auch diese und jene kleine Aenderung vorgeschlagen hat, überträgt es die Erzherzogin in einen Octavband, welcher in einem Sandelholzkästchen ruht.

Die Einrichtung der Fischer Appartements der Erzherzogin — zwei bescheidene Zimmer — ist analog jener in der Wiener Hofburg. Auch dort ist der größte Raum der Bücherei vorbehalten. Es giebt keinen bedeutenderen Lyriker Oesterreich-Ungarns, Deutschlands, Frankreichs, Spaniens, Italiens, der hier unvertreten wäre. Auch die Meisterwerke der nordischen und der orientalischen Poesie fehlen nicht.

\*

\*

\*

War das ein feierlicher Weihnachtsabend jener des Jahres 1888 in der Kaiserburg zu Wien! Ist derselbe schon dadurch ein besonderer Freudentag für die kaiserliche Familie, daß er zugleich der Geburtstag der Kaiserin ist, so erhielt er in dem angegebenen Jahre noch eine besondere Weihe. Schon die Thatsache, daß Erzherzog Franz Salvator eine Einladung zu dem Diner am Christabende erhalten hatte, bei welchem sich sonst nur der allerengste Familienkreis einfindet, ließ die mit den Gepflogenheiten am Hofe vertrauteren Personen ahnen, was wenige Stunden später authentisch verlautbart wurde.

Das Christfest wurde am 24. Dezember, dem Geburtstage der Kaiserin, bei Hofe, wie üblich, in den Appartements Ihrer Majestät gefeiert. Dort war der Weihnachtsbaum für die ganze kaiserliche Familie errichtet, dort versammelten sich die Mitglieder des Kaiserhauses, dort fand die Bescheerung statt. Ein mächtiger, überaus reich geschmückter Tannenbaum erstrahlte im Scheine Hunderter Weihnachtskerzen. Darunter und auf den Tischen ringsumher lagen und standen die kostbaren mannigfachen Geschenke, die dem Herrscherpaare selbst und dessen Angehörigen zugebracht waren. Die Stimmung der Anwesenden war jedoch diesmal ersichtlich eine ganz eigenartige, voll tiefer Rührung und Befangenheit. Die Aufmerksamkeit war nicht, wie es sonst der Fall zu sein pflegt, den zu erwartenden Gaben zugewendet. Alle Gedanken richteten sich, wenn auch möglichst unauffällig, auf ein junges Menschenpaar, das bald so glücklich werden sollte, — auf die Prinzessin Marie Valerie, die ihre innere Bewegung und Verlegenheit kaum zu meistern vermochte. Der Act des gegenseitigen Beschenkens ging nach Brauch und Herkommen vor sich, man dankte einander mit herzlichen Worten. An dem hierauf folgenden Familiendiner nahm nur die kaiserliche Familie Theil und begab sich sodann in die Appartements der Erzherzogin. Dort trat plötzlich eine elegante, schlanke Männergestalt mit elastischen Schritten an den Kaiser heran, es war der im 25. Lebensjahre stehende Erzherzog Franz Salvator, Sohn des Erzherzogs Karl Salvator (toscanischer Linie), und bat mit halblauter, vibrirender Stimme den Kaiser Franz Joseph zuerst und gleich hernach die Kaiserin Elisabeth um die Hand ihrer jüngsten Tochter, der 20jährigen Erzherzogin Marie Valerie, die, wie von Purpur übergossen, abseits stand und schier athemlos der Antwort harrete, welche die erlauchten Eltern dem Brautwerber ertheilen würden. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; Kaiser Franz Joseph kämpfte einen Augenblick lang mit der Rührung, die ihn übermannen

wollte, der Kaiserin traten die Thränen in die Augen, dann drückten sie bewegt ihre Zustimmung aus, winkten die Erzherzogin heran, die mit niedergeschlagenen Augenlidern, holde Röthe auf den frischen Wangen, sich näherte; der Kaiser selbst legte die Hände des jungen Paares ineinander und sagte: „Ich wußte es ja längst! Werdet so glücklich, als es Menschen zu sein vermögen!“ Dann verkündete der Kaiser sofort in feierlicher Form die vollzogene Verlobung. Eine kurze Weile herrschte tiefes Schweigen, die Verlobten blickten sich mit unsäglichlicher Innigkeit an, sie dankten darauf dem Kaiserpaar. Freudestrahlend eilte Erzherzogin Valerie, den Kaiser zu umarmen, dann die kaiserliche Mutter umhalsend und herzlich küssend, sprach sie im Gefühle höchster Seligkeit: „Wie schön, daß wir auch fernerhin vereint bleiben!“ Erzherzogin Valerie ist bekanntlich die zärtlichste, liebevollste Tochter, fast möchte man sagen, die Salonfreundin ihrer Mutter; sie hat sich wiederholt dahin geäußert, sie könne sich kaum vorstellen, daß sie je einen Mann so lieben werde, um seinetwegen Eltern und Heimathland zu verlassen. An die Verlobung schlossen sich die Glückwünsche der Anwesenden. Es war eine schöne ergreifende Scene.

Erzherzog Franz Salvator nahm dann im Kreise der kaiserlichen Familie den Thee bei der Erzherzogin Marie Valerie und nachdem der Bräutigam die Hofburg verlassen hatte, beschäftigte sich die Braut noch bis spät in die Nacht damit, durch eigenhändige Briefe sowohl ihre Freundinnen, wie ihre früheren Erzieherinnen und Lehrer von ihrer Verlobung zu unterrichten, da ihr der Kaiser auf ihren Wunsch gestattete, ihre Verlobung alsbald den Persönlichkeiten ihrer Umgebung mitzutheilen und deren Glückwünsche entgegenzunehmen. Und da lieferte folgende Episode wieder einen Beweis der echten Herzensliebeshwürdigkeit der hohen Braut. Wenige Stunden nach der Verlobung hatte die junge Kaisertochter den Leibarzt Professor Wiederhofer in ihre Appartements berufen lassen. Professor Wiederhofer erschien sofort und war hoch erfreut, zu hören, daß nicht, wie er annahm, ein Unwohlsein vorliege, sondern daß Erzherzogin Marie Valerie ihn zu sich bat, um dem von ihr hochberehrten ärztlichen Berather persönlich die erste Mittheilung von ihrem Glücke zu machen.

Anderen Tages erfolgte die Anzeige der Verlobung an die Mitglieder des Kaiserhauses, welche hierauf in der Hofburg erschienen, um der Erzherzogin-Braut ihre Glückwünsche auszusprechen.

Auch an ihren Erzieher Bischof Ronay schrieb sie und sendete ihm ein Bild, das sie und ihren Bräutigam vorstellte.

Einem ähnlichen Empfinden folgend, reiste die Erzherzogin einen Tag nach ihrer Verlobung in Begleitung der Kaiserin und ihres Verlobten nach Pöfshofen, um, wie sie sagte, „der armen Großmama, die so tief traurig“ (bekanntlich starb Herzog Max von Bayern, der Großvater der Erzherzogin, wenige Wochen zuvor), ihren Franz selbst vorzustellen; „an ihm sei alles Licht und Leben, er werde schon die gute Großmutter erheitern und auf andere Gedanken bringen können.“

Hatte ja die Prinzessin auch im August des Jahre 1888 an der Jubelfeier zu Tegernsee theilgenommen, wo das 80. Geburtsfest der Großmutter gefeiert wurde. Da zog es jetzt in ihrem Glücke die Prinzessin wieder zu derselben.

Es entspricht dem edlen Familiensinn Sr. Majestät des Kaisers, daß er die Politik aus dem Kreise der Familie verbannte. Bei den Eheverbindungen der kaiserlichen Kinder waltete der freie Zug des Herzens. Hatte ja schon mit der Vermählung der Prinzessin Gisela die Politik nichts zu schaffen. So wurde es auch bei der Verlobung der jüngsten Tochter des Kaiserhauses gehalten. Der Triumph der Familie über die Politik auch in jenen hohen Regionen, die Trennung der Staatsangelegenheiten von den Familienangelegenheiten ist als ein Triumph des reinen menschlichen Gefühls und als ein erfreulicher Erfolg gegenüber früheren Jahrhunderten anzusehen. Man braucht nur an das Schicksal unserer Prinzessinnen in Frankreich zu erinnern, um zu wissen, welche Opfer früher gebracht wurden. Allerdings haben Heirathen auch die Vereinigung von Kronen herbeigeführt und Oesterreich hat dadurch manches Besitzrecht erworben. Allein durch ganz andere Gesetze und durch ganz andere Factoren wird jetzt das Wachstum der Staaten bewirkt. Wenn schon die Erfahrungen der Vergangenheit lehren, daß man bei politischen Berechnungen, die auf Heirathen basirten, schweren Enttäuschungen ausgesetzt war, so würde in der Gegenwart sich erst recht deutlich zeigen, daß das Staatsinteresse stärker ist, als alle Familienrückichten. Je ferner die Politik dem Ereignisse steht, um so freier und ungestörter ist die Freude an demselben.

Daß die Politik mit der Verlobung der jüngsten Tochter des österreichischen Kaiserpaares schlechterdings nichts zu thun hatte, bedarf, wie gesagt, wohl nicht erst einer ausdrücklichen Versicherung. Politische Erwägungen oder Rückichten, dynastische Zwecke, staatliche Combinationen kommen bei dem Ereigniß absolut nicht in Betracht. Hier lag einzig und allein ein Herzensbund vor, zwei Seelen hatten sich

gefunden und vereinigt und der mächtige Monarch auf dem alten habsburgischen Thron hatte die freie Wahl seiner Tochter nicht beeinflusst; selbst ertheilte er ihr seinen Segen, als er gesehen, daß zwei gleichgesinnte Wesen in reiner Liebe zu einander entbrannt waren. Es ist dies ein menschlich schöner Zug des Kaisers Franz Joseph; er will auf die Herzensangelegenheiten seiner Kinder nicht hemmend einwirken, er läßt sie ihr Ehglück selber suchen und gestalten, wie sie es wollen, wie sie es für gut halten.

Die Neigung zwischen der Erzherzogin Marie Valerie und dem Erzherzog Franz Salvator war bereits einige Jahre alt. Die verwandtschaftlichen Beziehungen hatten das nunmehrige Brautpaar schon in dessen früher Jugend oft zusammengeführt, und schon als Kinder haben sich die Beiden wohlgelitten und gegenseitig gerne gesehen. Sie waren häufig beisammen und könnten fast als Spielgenossen bezeichnet werden. Als die Erzherzogin zur Jungfrau herangeblüht war, nahm die Kinderfreundschaft allmählich einen tieferen, wärmeren Charakter an. Die Kaiserin, welche die Erzherzogin stets um sich hatte, bemerkte die aufkeimende Liebe und beobachtete dieselbe. In den letzten Jahren wurde der Erzherzog vielfach nach Triest eingeladen, wenn die kaiserliche Familie dort ihre Sommervilleggiatur hielt, und von dort machte er mit der Kaiserin und der Erzherzogin öfter Ausflüge und größere Gebirgstouren, auch wurde der Erzherzog den Soiréen, welche die Erzherzogin für den Kreis ihrer nächsten und vertrautesten Umgebung veranstaltete, beigezogen. So gestaltete sich das Verhältniß immer mehr zu einem traulichen, und so oft auch in den letzten Jahren Gerüchte auftauchten, welche von einer Verlobung der Erzherzogin mit diesem oder jenem fremden Prinzen wissen wollten, schenkten die Eingeweihten derlei Gerüchten niemals Glauben, da sie ja ahnten, daß kein Anderer als der junge Erzherzog Franz Salvator die jüngste Tochter des Kaisers Franz Joseph heimführen werde. Als sich im Frühjahr 1888 die kaiserliche Familie in Gödöllö aufhielt, wurde Erzherzog Franz Salvator auch dahin geladen, und aus der Art und Weise, wie er empfangen wurde und im Kreise der kaiserlichen Familie verkehrte, erkannte man in Hofkreisen, daß der Kaiser bereits seine Zustimmung zu der Verbindung seiner Tochter mit dem Erzherzog gegeben habe, und daß die Verlobung des jugendlichen Paares demnächst vollzogen werden dürfte. Auch während des längeren Aufenthaltes, den die Erzherzogin Marie Valerie im Herbst 1888 in Triest nahm, verkehrte sie sehr viel mit der in Gmunden residirenden Familie des



Erzherzogs. Die Verlobung, welche wahrscheinlich auch durch die Abwesenheit der Kaiserin in Corfu und durch den Tod des Vaters der Kaiserin, des Herzogs Maximilian in Bayern, einen Aufschub erfahren haben dürfte, wurde endlich vom Kaiser für den Weihnachtsabend 1888 anberaumt.

Das gütige Kaiserpaar sah die Neigung, welche Erzherzogin Marie Valerie für den feingebildeten, talentvollen Erzherzog Franz Salvator empfand, wachsen, ohne jemals Bewerber, die wohl als Söhne gekrönter Häupter willkommen zu sein meinten, zu ermuthigen. „Unjere Marie Valerie,“ hatte der Kaiser schon vor Jahren gesagt, als ein Thronerbe ihr Herz und Hand anbot, „soll ganz ihrem eigenen Empfinden folgen. Die Politik hat mit Herzensbündnissen nichts gemein.“ Am Weihnachtsabend des Jahres 1888 aber hatte die junge Erzherzogin hochbeglückt ihre Hand in die Franz Salvators gelegt und auf seine Frage, ob sie ihm fürs Leben folgen wolle, in schwärmerischer Begeisterung geantwortet: „Bis ans Ende der Welt!“ Wohl selten aber hat man an einem Kaiserhofe eine seligere Braut gesehen, als Erzherzogin Marie Valerie.

\*            \*            \*

Der Bräutigam der Kaiserstochter, Erzherzog Franz Salvator (Maria, Joseph, Ferdinand, Karl, Leopold, Anton von Padua, Johann Baptist, Januarius, Alois Gonzaga, Rainer, Benedikt, Bernhard), Ritter des goldenen Vlieses, Justizritter des großherzoglich toscanischen St. Josephsordens, — brachte seine Kindheit im väterlichen Schlosse Altmünster am Traunsee zu. Treffliche Lehrer leiteten seine Studien, in welchen er sehr erhebliche Fortschritte machte. Namentlich für das Studium der Weltgeschichte und für physikalische und chemische Experimente zeigte der junge Erzherzog sehr viel Neigung. Daß er frühzeitig mit den Waffen vertraut gemacht wurde, versteht sich von selbst. Auf's beste vorbereitet, trat er, 15 Jahre alt, am 26. April 1881 als Lieutenant in das Kaiser Franz Joseph-Uhlanenregiment in den activen Dienst. Fünf Jahre später erfolgte seine Beförderung zum Oberlieutenant im Dragonerregimente Nr. 12. Der Erzherzog diente zu Göding in Mähren, hat gediegenen militärischen Privatunterricht genossen und bereitete sich dann zur Aufnahmsprüfung in die Kriegsschule des Generalstabes vor. Nachdem er bei der Division seine strenge Clausur-Vorprüfung gemacht, meldete er sich zur Aufnahmsprüfung in die Kriegsschule und als er diese glücklich überstanden, trat er im October 1888 in diese

Schule der Generale ein. So hat der Schwiegerjohn unseres Kaisers bereits eine längere und sehr belobte Dienstzeit hinter sich. Er fügte sich in der Kriegsschule denselben Vorschriften wie alle seine Kameraden. In diesem Jahre wurde er zum Rittmeister ernannt.

Die äußere Erscheinung des Prinzen ist eine sehr angenehme, man kann ihn mit Zug einen schönen jungen Mann nennen. Ueber mittelgroß, schlank und sehnig gebaut, zeigt sein Antlitz ein wenig den südländischen Typus. Es ist oval, brünett von Farbe, die Haare dunkel, die Augen groß, leuchtend und geistreich. Die Oberlippe ziert ein tiefbraunes Schnurbärtchen. Sein Wesen ist ernst, sinnend und beobachtend. Man kennt ihn als einen gewandten Reiter und frohgemuthen Kameraden. Wer den Erzherzog Franz Salvator zu Pferde sah, erkannte sofort den geborenen Reiter. Der junge Erzherzog wird als schneidiger, strebsamer Officier geschildert; wer ihn näher kennt, ist entzückt von seiner Liebenswürdigkeit, seiner geraden, offenen Weise. Wie seine hohe Braut, liebt er Natur, Kunst und Literatur; er nimmt innigen Antheil an allen Bestrebungen unserer Zeit, dichtet und malt, ist der eifrigste Bewunderer der sinnigen Gedichte, die Erzherzogin Marie Valerie bei festlichen Anlässen zu verfassen pflegt. Daß derselbe den Pegasus so gut wie seinen Schimmel zu behandeln weiß; ist der Kaisertochter süßes Geheimniß. — Wie man sich erzählt, maß Erzherzogin Valerie den poetischen Morgengrüßen, die ihr früh von ihrem Verlobten auf dufendem rosa Papier gesendet wurden, — wie es ganz natürlich ist, — einen großen Werth bei. O, es ist etwas Schönes um die Zeit der ersten Liebe, zumal, wenn sie unter so glücklichen Auspicien wie die des jungen erzherzoglichen Paares begann.

\*

\*

\*

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am Morgen des ersten Weihnachtstages in der Bevölkerung Wiens die Kunde, daß am Weihnachts-Heiligenabend in den Gemächern der Hofburg die Verlobung der reizenden, jüngsten Tochter des Kaiserpaares, Erzherzogin Marie Valerie, mit Erzherzog Franz Salvator von Toscana gefeiert worden und bildete während der Weihnachtsfesttage den einzigen Gegenstand des Tagesgesprächs.

Der Bürgermeister der Reichshauptstadt Wien, Eduard Uhl, machte in der Sitzung des Wiener Gemeinderathes vom 27. December officiële Mittheilung davon und erbat sich von der Versammlung die

Erlaubniß, an den Stufen des Thrones die Glückwünsche der Stadtvertretung darzubringen. Enthusiastisch wurde die Nachricht aufgenommen und Bürgermeister Eduard Uhl hatte kurze Zeit darauf Gelegenheit, den Gefühlen dieser Freude und Anhänglichkeit der Bevölkerung Wiens in der Hofburg persönlich Ausdruck zu geben.

Am Weihnachtstage erging auch die amtliche Anzeige der Verlobung an jene Stellen, welchen eine solche Notification zugehen muß, und wurde dieselbe überall mit großer Freude und herzlicher Theilnahme aufgenommen, besonders in Deutschland; besteht doch zwischen den Herrscherhäusern der beiden verbündeten Reiche ein so inniges Verhältniß, daß man sich hier wie dort von allen Vorgängen in denselben nahe berührt fühlt.

Selbstverständlich begrüßte die Bevölkerung der Monarchie diese Nachricht mit freudigstem Enthusiasmus und die gesammte österreichische und ungarische Presse feierte die beglückende Kunde aus dem Allerhöchsten Kaiserhause mit warmen patriotischen Kundgebungen. Aber auch die sämtlichen ausländischen Journale veröffentlichten die Nachricht von dem freudigen Ereignisse mit sympathischen Begrüßungen an die Prinzessin. Zahlreiche illustrierte Zeitschriften brachten die Porträte des erlauchten Brautpaares. Bezüglich der Zeit der Vermählungsfeier der Erzherzogin Valerie wurden wiederholt die Meinungen ausgetauscht und selbe nun für den 31. Juli dieses Jahres festgesetzt; auch die Frage wegen der Beschaffung eines geeigneten Palais für das erzherzogliche Paar wurde besprochen. Schon unmittelbar nach der Verlobungsfeier war diese Frage aufgeworfen worden, mit der liebenswürdigen Bescheidenheit aber, welche die Erzherzogin charakterisirt, sprach sie sich ihren kaiserlichen Eltern gegenüber dahin aus, daß sie auf keinen eigenen Palast in Wien reflectire. Die Erzherzogin soll sich, wie man in Hoffreisen erzählt, geäußert haben: „Ich heirathe einen Soldaten, der als solcher oft Garnisonen wechseln muß. Ich werde aber immer dort sein, wohin meinen künftigen Mann die Pflicht ruft. Wenn wir jedoch nach Wien kommen, hoffen wir immer in der Hofburg ein Plätzchen zu finden, das uns werthvoller sein wird, als ein eigenes Heim.“ —

Im Beginn dieses Jahres wurde jedoch auch diese Angelegenheit geregelt, und zwar das Schloß Lichtenegg bei Wels von dem Erzherzog Franz Salvator für sich und seine künftige Gemahlin Erzherzogin Marie Valerie auf fünf Jahre gemiethet. Das Schloß wurde einer gründlichen Renovirung unterzogen, da es noch einer ziemlichen

Nachhülfe bedurfte, um die Räumlichkeiten für die hohen Herrschaften, welche dasselbe bewohnen sollen, in Stand zu setzen. Da die meisten Räumlichkeiten, mit Ausnahme der im ersten Stockwerke befindlichen, leer standen, so konnten die Arbeiten ungestört aufgenommen werden. Das Schloß bietet in seinen zwei massiven Thürmen und der gegen Süden und Nordosten hin ganz respectablen Umgebung einen prächtigen Anblick. Dasselbe, aus zwei Stockwerken bestehend, enthält 42 Pücen und sind die im ersten Stockwerke befindlichen Räume die elegantesten und größten, welche auch für das hohe Paar als Appartements dienen werden. Ein schöner, ausgedehnter Park mit einem großen Teiche breitet sich hinter dem Schlosse aus, von dessen Terrasse aus man gegen Süden zu einen wundervollen Ausblick auf die Alpenkette genießt, während sich nordöstlich die Stadt Wels ausbreitet. In der nächsten Nähe des Schlosses, etwa fünf Minuten entfernt, befindet sich die Cavalleriecaserne. Die Ortschaft Lichtenegg zählt 44 Nummern und befinden sich dort eine große Eisengießerei, welche dem Besitzer des Schlosses, Herrn Ludwig Hintersehweiger, gehört, eine Mühle und eine Brauerei. Im Schloßrayon selbst, wo sich ein ausgedehnter Vorhof befindet, sind noch mehrere Nebengebäude, welche zu Stallungen und Remisen, sowie zu Wohnungen für die Dienerschaft eingerichtet wurden. Schloß Lichtenegg wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts von Ludwig v. Pollheim und Parz erbaut und zählte seitdem neun Besitzer.

Was die Ausstattung der Erzherzogin Marie Valerie betrifft, so wurde über Anordnung und Wunsch der Kaiserin und der Erzherzogin Marie Valerie die gesammte Ausstattung der Kaisertochter im Inland angefertigt, und die österreichische und ungarische Industrie erhielt somit vollauf Gelegenheit, ihre Kunstfertigkeit an Objecten zu zeigen, welche für ein so allgemein geliebtes Mitglied unseres Kaiserhauses zu persönlichem Gebrauche bestimmt sind. Ihre Majestät die Kaiserin und Erzherzogin Marie Valerie gaben selbst den Auftrag, daß ein übertriebener Luxus vermieden werde, daß, ohne dem Reichthum der Ausstattung Abbruch zu thun, Einfachheit vorwalten möge und daß die Qualität der Arbeit den Luxus ersetzen solle.

\*  
\*  
\*

Es war im abgelaufenen Jahre. Der Herbst zog ein auf Busch und Hag, auf Feld und Flur, färbte die Blätter roth und warf das

welke Laub zur Erde. Hell und goldig prangten die köstlichen Trauben auf dem Weingelände des südlichen Tirolerlandes und über das schöne Meran spannen an klaren Herbsttagen die Sonnenstrahlen ein goldenes Netz.

Dort mitten im treuen Tirolervolke weilte und wandelte, das liebliche Thal entlang, die moosigen Bergpfade hinauf, die hohe Frau, die unseres Reiches Kaiserin sich nennt, ihr zur Seite die liebliche Mädchenblume, die Oesterreich-Ungarns Volk mit Stolz und liebender Verehrung als Kaisertochter grüßt: Marie Valerie. Ein prangender Liebesfrühling war Ihr aufgegangen, Ihr leuchteten die Sterne, sangen Vögel und blühten Blumen.

Und wandelte Sie auch vorerst allein auf Wegen und Stegen in Waldesdunkel und Waldeinsamkeit, so mengten sich dennoch liebliche Bilder in Ihre Träume, vor allen ein Bild, ein wohlbekanntes, rascherkanntes, liebenswerthes Bild, dem all die Träume galten, und nicht lange dauerte es, da schritt auch Er, der Held dieser Träume, selig und beglückt an Ihrer Seite durch die südlichen Gelände Merans.

Und der Winter brach herein, aber in dem Herzen der Kaisertochter blieb es Frühling, bis die Lenzboten selbst wieder ins Land kamen und Feld und Hag ergrünte und erblühte. Da scholl die Kunde durch das Land, daß in den letzten Tagen des Juli in Ischl der Bund zweier treuer Herzen fürs ganze Leben geschlossen, daß dort Erzherzogin Marie Valerie dem Erzherzog Franz Salvator die Hand vor dem Altare reichen werde.

In ganz Oesterreich-Ungarn rüstet man zur Feier dieses schönen unvergeßlichen Festes, aus allen Theilen des Reiches kommen Nachrichten der Beschlüsse von Glückwunschkundgebungen und da zeigt sich wieder der hochherzige Einfluß unseres Kaiserhauses, indem allüberall aus diesem Anlasse wohlthätige und humanitäre Stiftungen ins Leben gerufen werden, welche den Namen der erlauchten Kaisertochter tragend, nun viele Hunderte von armen Menschenkindern vor Noth und Sorge behüten sollen.

So wirkt Erzherzogin Marie Valerie, indem sie selbst beglückt dem Manne ihrer Wahl die Hand am Altare reicht, noch beglückend und hülfreich für viele Menschenherzen.

So nehmen wir Abschied von dem edlen Fürstenkinde, das der Himmel segnen möge mit der Fülle seines Segens jetzt und allimmer, und schließen mit den schönen Worten, welche eine Schriftstellerin in

Wiesbaden der Erzherzogin Valerie zum Geburtstage gewidmet hat  
und das die Ueberschrift führt:

**Zum Geburtstage eines bräutlichen Königskindes.**

Und grüßt der Frühling noch so hold,  
Als letzter Deiner Mädchenzeit,  
Strahlt noch so hell der Sonne Gold  
Auf alle Fluren weit und breit,  
Singt noch so laut, mit süßem Schall,  
Im Blüthenbaum vor Deiner Thür'  
Ihr Liebeslied die Nachtigall  
An jedem Abend für und für:  
Den schönsten Lenz der frohen Braut  
Schließt doch ein still ersehnter Reim,  
Ein Klang, wie leiser Harfensaut,  
Das sel'ge Wort: „Mein eigen Heim!“

---

**Dr. Beda Dudik,**  
**Historiograph des Landes Mähren.**

Von Georg Deutsch.

Am 11. Januar d. J. verschied in der zweiten Morgenstunde im Benedictinerstifte Raigern nächst Brünn in Mähren der berühmte Historiker Dr. Beda Dudik, eine Persönlichkeit, deren wissenschaftliche Leistungen weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus anerkannt sind, welche aber auch durch ihre intimen Beziehungen zu den hochstehendsten Persönlichkeiten der österreichisch-ungarischen Monarchie und zur römischen Curie bemerkenswerth bleibt.

Der Verewigte war am 29. Januar 1815 in dem mährischen Städtchen Rojetin als der Sohn eines Gewerbetreibenden geboren, besuchte die Volksschule in seinem Geburtsorte und das Gymnasium in dem zwei Meilen davon entfernten Kremsier, die Vorlesungen über die Fächer des philosophischen Studiums in Brünn. Nachdem er die beiden Jahrgänge der philosophischen Lehranstalt absolvirt hatte, wählte er den geistlichen Stand als Lebensberuf. Im Jahre 1835 wurde er Zögling des bischöflichen Priesterseminars in Brünn, allein schon im folgenden Jahre trat er als Novize in das Benedictinerstift Raigern ein, das älteste katholische Stift im Mährenlande, da seine Gründung in das Jahr 1048 fällt. Hier fand er nicht blos die geeignete Stätte, seinen Wissensdurst zu befriedigen, denn die reiche Bibliothek bot die Mittel hierzu vollauf, sondern es stand ihm auch die Erlangung einer Professur in Aussicht, da Raigern die Lehrkanzeln der Religionswissenschaft und der classischen Philologie und allgemeinen Geschichte an der Brünnner philosophischen Lehranstalt zu besetzen hatte. Er entschied

sich für die beiden letztgenannten Fächer, in welchen er mit solchem eisernen Fleiße arbeitete, daß er sich auch die historischen Hülfswissenschaften vollkommen eigen machte, und auch die Prüfung aus denselben an der Universität in Olmütz mit dem besten Erfolge bestand. Und trotz der ungemainen Anstrengung, er mußte auch die theologischen Studien fortsetzen, fand er noch Zeit, sich mit den modernen europäischen Sprachen derart vertraut zu machen, daß er in denselben eine überraschende Geläufigkeit erwarb.

Am 1. September 1839 legte er die feierliche Profess ab, am 24. Juli 1840, noch als Theologe, wurde er in Olmütz zum Doctor der Philosophie promovirt, und am 20. August 1840 erhielt er die Priesterweihe. Schon im Beginn des Schuljahres 1840 übernahm er von seinem Ordensbruder Gregor Wolny, in der gelehrten Welt durch seine classischen topographischen Werke über Mähren bestens bekannt, die Lehrkanzel der classischen Philologie und drei Jahre später auch die der allgemeinen Geschichte. Bei dem damaligen österreichischen Regierungssysteme konnten die Professoren keine sonderliche Wirksamkeit entfalten, sie waren an die bevormundenden Bestimmungen eines engherzigen Lehrplanes gebunden und namentlich die Geschichtsvorträge wurden sorgfältig überwacht. Man muß es Dudik zur Ehre nachsagen, daß er trotz dieser Schranken seiner Aufgabe bestens gerecht zu werden suchte. Seine Vorlesungen zeichneten sich zwar durch keine glänzende Diction aus, denn er besaß kein oratorisches Talent, dagegen zeugten sie von einer eingehenden Sachkenntniß und von einer gründlichen Vorbereitung. Nur war er in der Beurtheilung der Leistungen seiner Schüler zu rigoros, was ihm sehr wenig Freunde schuf.

Schon bald nach dem Antritte des Lehramtes versuchte er sich als Schriftsteller auf geschichtlichem Gebiete, er wählte die Stoffe zu seinen Arbeiten aus der Geschichte seines Heimathlandes, zu deren speciellern Studium er durch Wolny angeregt worden war, und deren Bearbeitung er später seine ganze geistige Thätigkeit zuwendete. Als die Frucht dieser Thätigkeit erschien in Dr. Adolph Schmiedl's „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst“, welche in Wien herauskamen, und ein sehr wichtiger Sammelpunkt für die literarischen Bestrebungen jener Zeit waren, eine Reihe anziehender Abhandlungen, welche insgesammt auf eingehendem Quellenstudium beruhten. Manche dieser Arbeiten waren auch ein Zeugniß der tüchtigen kunstgeschichtlichen Kenntnisse des jungen Professors.



Inmitten der eifrigen Thätigkeit, welche Dudík als Professor und Schriftsteller entwickelte, brach das Sturmjahr 1848 herein. Vom Studiren war keine Rede mehr, da auch die Hörer der Brünnner philosophischen Lehranstalt ein eigenes bewaffnetes Corps bildeten und sich im Exerciren ausbildeten; extreme Elemente hezten gegen die Professoren, und Dudík wurde wegen seiner Strenge das Opfer einer Demonstration, in Folge deren er sich zuerst in das Stift Raigern und dann in seinen Heimathsort Rojetein zurückzog. Die ihm gewordene Muße benützte er zur Herausgabe des Werkchens „Währens gegenwärtige Zustände, vom Standpunkte der Statistik“, in welchem er mannigfache Reformvorschläge machte, die aber der Originalität entbehrten und eine mißlungene Anwendung der von Dahlmann vortragenen Grundsätze waren. Nur insoferne hatte das Büchlein ein Interesse, als sich Dudík in der Vorrede lebhaft gegen den ihm gemachten Vorwurf einsetzte, er gehöre der Richtung der böhmischen Ultras an. Nebstdem arbeitete er aber auch an einer umfassenderen Schrift, an der Geschichte seines Stiftes. Die Veranlassung hierzu war durch den Umstand gegeben, daß im Jahre 1848 Raigern die Erinnerung an seine vor acht Jahrhunderten erfolgte Stiftung feierte, und daher beschlossen worden war, eine ausführliche Hausgeschichte zu veröffentlichen. Dudík faßte seine Aufgabe von einem erweiterten Standpunkte auf, indem er die eingehendste Rücksicht auf die Landesgeschichte nahm. In der Darstellung der Geschichte des Stiftes übertraf er beiweitem die Arbeiten seiner Vorgänger, da er die im erzbischöflichen Archive zu Kremsier aufgefundenen Urkunden benützen konnte, und die eingehende Behandlung der Landesgeschichte zeigte schon damals die Vertrautheit des Verfassers mit den einschlägigen Quellen.

Nachdem im Herbst des Jahres 1848 die gesetzliche Ordnung im Reiche, mit Ausnahme Ungarns, wiederhergestellt worden war und auch in Brünn die Studenten zu ihrem eigentlichen Berufe zurückkehren mußten, betrat Dudík wieder die Lehrkanzel. In Folge des in Oesterreich eingeführten neuen Studiensystems waren auch die Tage der philosophischen Lehranstalt gezählt, schon ein Jahr später hörte sie auf als selbstständiges Institut zu bestehen, und ihre beiden Jahrgänge wurden als Schlußstein dem damals sechsklassigen Gymnasium eingefügt, an welches nun auch die Professoren versetzt wurden. Es war dies für dieselben kein Avancement, und das Ministerium suchte diesen Wechsel dadurch erträglicher zu machen, daß es ihnen den nach deutschem Muster eingeführten Titel „Oberlehrer“ verlieh. Trotzdem blieb

ihnen die Stellung nicht besonders angenehm; und dies umsoweniger, als sie bei dem Mangel an ausreichenden Lehrkräften ihnen bisher ganz fremd gebliebene Fächer übernehmen mußten, beispielsweise mußte Dudík den Unterricht in der Naturgeschichte übernehmen, und obwohl man von ihm in diesem Zweige des Wissens mit Recht sagen konnte „una lectione doctior, quam discipulus“, so löste er dennoch auch diese ihm übertragene Aufgabe mit anerkennenswerthem Geschicke.

Die bisherigen schriftstellerischen Leistungen hatten zur Folge, daß Dudík vom mährischen Landesauschusse nicht bloß mit der Prüfung von archivalischen Sammlungen, sondern bald auch mit einer wichtigeren Mission betraut wurde.

Bekanntlich hatten die Schweden in den Jahren 1642 bis 1648 aus Böhmen und Mähren zahlreiche wissenschaftliche Schätze mit sich fortgeschleppt. Um genau zu constatiren, welche Verluste beide Länder damals in der genannten Beziehung erlitten hätten, unternahm schon am Schlusse des vorigen Jahrhunderts der bekannte Abbé Joseph Dobrowský, der größte Slavist seiner Zeit und ein ebenso scharfsinniger Kritiker der böhmischen und mährischen Geschichte, eine Reise nach Schweden, erzielte aber keine bemerkenswerthen Resultate. Nunmehr kam aber die Angelegenheit abermals auf die Tagesordnung, und am 18. Januar 1851 faßte der mährische Landesauschuß den bemerkenswerthen Beschluß: „Die in neuerer Zeit veröffentlichten authentischen Nachrichten, daß in den Bibliotheken Schwedens viele auf Mährens Geschichte bezugnehmende Handschriften erliegen sollen, welche in den Jahren 1642 bis 1648 aus Mähren nach Schweden weggeführt wurden, haben den mährischen Landesauschuß zu dem Beschlusse veranlaßt, durch einen sachkundigen Historiker an Ort und Stelle von der Richtigkeit dieser Nachrichten, sowie von dem historischen Werthe dieser dem Lande Mähren gehörigen literarischen Schätze die Ueberzeugung einzuholen, wegen Wiedererlangung derselben, oder mindestens deren freier Benützung, die geeigneten Verhandlungen einleiten zu lassen, und mit dieser Mission den Professor Dr. Dudík zu betrauen.“ In Folge dieses ehrenvollen Auftrages ging Dudík nach Schweden, wo er in fünf Monaten mit seinem Riesensleiß nicht nur die Aufgabe löste, alle hervorragenden Archive und Bibliotheken genauestens zu durchforschen, sondern auch noch die Muße gewann, von wichtigen Archivalien die authentischen Abschriften zu nehmen, welche Arbeit dreihundert Bogen füllt. Das wichtigste Ergebniß der Reise war die genaue Feststellung des Verlustes, welchen Mähren durch die Schweden

an literarischen Schätzen und Kunstwerken erlitten hat. Der von Dudik veröffentlichte Bericht giebt ein klares Bild der Art und Weise der Forschung und der gewonnenen Ergebnisse.

Dieser glückliche Erfolg veranlaßte den mährischen Landesauschuß, den gelehrten Benedictiner zu einer zweiten Forschungsreise zu entsenden, diesmal waren die italienischen Archive das Ziel der Wanderung. Dudik verweilte in den Jahren 1852 und 1853 auf dem classischen Boden, und sowohl seine Eigenschaft als katholischer Priester, sowie die mitgebrachten Empfehlungen erschlossen ihm einen ganz anderen Eingang in die Sammlungen auf dem Monte-Cassino und im Vatican, als es minder begünstigten Forschern möglich war. Seine archivalischen Funde verzeichnete er in einem eigenen Werke, welches namentlich über das Regestenwesen sehr interessante Aufschlüsse und auch praktische Fingerzeige zur Benützung der Regesten giebt.

Nebst den Berichten über diese beiden Forschungsreisen hatte Dudik in dieser Zeit auch im Auftrage des mährischen Landesauschusses ein Gutachten über die staatsrechtliche Stellung des Herzogthums Schlesien zu Mähren, die Entstehung, sowie die weitere Fortbildung der dort bestehenden mährischen Enclaven und über die Ursachen abgegeben, weshalb Schlesien eine von Mähren verschiedene Vertretung erhalten habe. Dieses Gutachten, welches später auch als selbstständiges Werk im Drucke erschien, ist zwar ebenfalls ein sprechender Beweis für den unermüdlichen und glücklichen Sammlergeist des Verfassers, enthält ein sehr reiches Quellenmaterial, löst aber die unternommene Aufgabe nur in einer unvollkommenen Weise, weil dem Autor die Kenntniß der Jurisprudenz abging.

Die Anerkennung des Landesauschusses für die hier angegebenen Leistungen blieb nicht aus, schon am 14. December 1855 erfolgte seine Ernennung zum mährisch-ständischen Historiographen. Allein noch eine andere Auszeichnung und ein erweiterter Wirkungskreis harrten seiner. Es war ihm gelungen, die Aufmerksamkeit des Hoch- und Deutschmeisters, des Erzherzogs Maximilian, auf sich zu ziehen. Der hohe Herr hatte während der ganzen Zeit seines Meisterthums alle mögliche Sorgfalt angewendet, um den Deutschen Orden, welcher in Folge der Unbilden der Zeit dem Erlöschen nahe war und nur durch die Fürsorge des Kaisers Franz erhalten wurde, innerlich stark und äußerlich thätig zu machen, die Besitzungen desselben zu erhalten, zu verbessern und zu vermehren. Er rief mit päpstlicher Genehmigung im Deutschen Orden den Zweig der Hospitaliterinnen wieder ins Leben, und begann auch die Gründung

eigener Priesterconvente. Da er beschlossen hatte, in Wien ein Centralarchiv des Deutschen Ordens zu errichten, so berief er zu dieser Arbeit den Dr. Dudik, als dieser von seiner italienischen Reise zurückgekehrt war. Dudik unterzog sich der ihm übertragenen Aufträge mit gewohntem Eifer, und unternahm zur Sammlung und Vervollständigung des Materials eine Reise in die ehemaligen Ordenssitze. Gelegentlich dieser Excursion gab er auch ein Schriftchen über die angebliche Wiederauffindung der Gebeine der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, heraus.

Vier Jahre verwendete Dudik zur Errichtung des Centralarchivs, welche von competenten Beurtheilern als eine musterhafte bezeichnet wird, auch ordnete er das Antiquitätencabinet, die Münz- und Siegel-sammlung des Ordens. Ueber die Münzsammlung veröffentlichte er ein eigenes Prachtwerk, dessen historischer Theil wesentliche Ergänzungen und Berichtigungen zu den Werken des gelehrten Voigt über den Deutschen Orden liefert.

Nur eine so unermüdlige und gewandte Kraft, wie es Dudik war, konnte bei so umfassenden Leistungen noch die Muße zu anderen Arbeiten finden. In Folge der ihm zu Theil gewordenen Protection konnte er das k. k. Kriegsarchiv in unbeschränkter Weise benützen, und er machte hier intensive Studien über Wallenstein. Sein Werk über die Verhältnisse dieses Feldherrn in den Jahren 1630 bis 1634, in welchen er sich von der activen Dienstleistung fern hielt, ist eine wesentliche Ergänzung der Geschichte jener Zeit, da diese Periode selbst in den besten Geschichtswerken nur oberflächlich behandelt wird, und giebt namentlich ein interessantes Bild der Vorgänge am Wiener Hofe und eine instructive Schilderung der Action der damals maßgebenden Persönlichkeiten.

Während des Aufenthaltes in Wien erwachte in Dudik wieder die Lust zum Lehramte, und er habilitirte sich an der Universität als Docent für das historische Quellenstudium des Mittelalters, erzielte jedoch hiermit keinen Erfolg. In Wien trat er übrigens auch in nähere Beziehungen zu den Jesuiten, welchen der Erzherzog Maximilian in seinem Palais auf der Landstraße ein Heim gewährte, bis ihnen von der Regierung die Universitätskirche mit dem anstoßenden Gebäude angewiesen wurde.

Während Dudik in der geschilderten Weise eine fruchtbringende Thätigkeit entwickelte und in den hervorragendsten Kreisen verkehrte, wurde er von dem mährischen Landesauschusse ersucht, an die Ab-

fassung der Geschichte Mährens zu gehen. Er entsprach bereitwilligst diesem Wunsche und übersiedelte in der zweiten Hälfte des Jahres 1857 nach Brünn, nachdem er noch vorher die Verhandlungen mit Württemberg wegen der Archivalien des Deutschen Ordens, welche schon Jahrzehnte früher eingeleitet, aber nie beendet worden waren, zu einem gedeihlichen Abschlusse gebracht hatte. Von Brünn aus unternahm er im Jahre 1859 eine Studienreise, die sich von Deutschland bis nach Paris erstreckte, und brachte von dieser Excursion ein reiches archivalisches Material mit.

Noch im Jahre 1859 erschien der erste Band seiner Geschichte Mährens, welcher ihm nicht wenigen Verdruß verursachen sollte. In seiner Behandlung der Periode, in welcher das großmährische Reich bestand, äußerte er Zweifel an dem Bestande von Wellehrad, der damaligen Hauptstadt desselben. Nun ist aber Wellehrad von der slavischen Welt mit einem Heiligenschein umgeben. Einerseits liegen beglaubigte Documente vor, daß ein Theil dieser berühmten Stadt, welche im Jahre 970 von den Magyaren zerstört wurde, noch im Jahre 1028 bestand, und andererseits gilt es nach der übereinstimmenden Angabe der bulgarischen Legende und der griechischen Legende als sicher, daß der heilige Methud, mit seinem Bruder Cyrill, Befehrer der Mährer, am 5. April 868 in Mähren aus diesem Leben schied und in der Marienkirche zu Wellehrad begraben wurde. Unter diesen Umständen mußten die geäußerten Zweifel einen Sturm der Entrüstung unter den Slaven hervorrufen und dies umsomehr, als die Einführung verfassungsmäßiger Formen das nationale Bewußtsein mächtig in den Vordergrund gedrängt hatte. Ein junger Lehrer an einer Brünnner Mittelschule, Vincenz Brandl, gegenwärtig Archivar des Landes Mähren, griff den Dr. Dudík heftig an, welcher sich zwar in einer Entgegnung zu wehren suchte, mit dieser Vertheidigung aber nicht verhindern konnte, daß in den böhmischen Blättern ein ganzer Troß berufener und unberufener Kritiker über ihn herfiel.

Diese Behandlung seitens seiner eigenen Stammesgenossen, denn er war ein geborener Slave und bis zu seinem zehnten Lebensjahre der deutschen Sprache nicht mächtig, mochte den fein fühlenden Mann für immer von der activen Betheiligung an den politischen Actionen gründlich abgeschreckt haben, überdies hatte er, der sich immer in den Salons der exclusiven Kreise bewegt hatte, kein Verständniß für die Bewegungen der Neuzeit, wie ich, der sein Schüler und bis zu seinem Ableben mit ihm in häufigem Verkehre war, aus seinen Gesprächen

entnehmen konnte. Er zog sich daher auf sich und seine gelehrte Thätigkeit zurück, und sein ganzes Sinnen und Trachten concentrirte sich in den Arbeiten für die Geschichte Mährens, welche er bis zu dem Jahre 1526 führen wollte, daher bis zu dem Zeitpunkte, in welchem das Land an das Haus Habsburg fiel. Da er jedoch den ganzen Plan des Werkes in zu ausgedehntem Maße angelegt hatte, so hätte er das angestrebte Ziel auch dann nicht erreicht, wenn ihm die Vorsehung noch eine Lebensdauer von zehn Jahren gegönnt und dabei in der entsprechenden körperlichen und geistigen Frische erhalten hätte.

Im Jahre 1865 wurde er von der Regierung mit der heiklen Mission betraut, von der russischen Regierung die Rückgabe der den Krafauer Klöstern gehörigen Besitzungen zu erwirken; es gelang ihm auch, diese Angelegenheit in der günstigsten Weise zu erledigen.

Schon im folgenden Jahre, dem Kriegsjahre 1866, wurde Dudík zu einer ihm bisher fremd gewesenen Thätigkeit berufen, er erhielt seine Zuthheilung als officieller Berichterstatter im Hauptquartier des Erzherzogs Albrecht, des Obercommandanten der österreichischen Armee in Italien. Seine Berichte erschienen in der kaiserlichen „Wiener Zeitung“, die Daten über die militärischen Actionen wurden ihm von Officieren des Generalstabes geliefert. Es zeugt von der Rüstigkeit des damals nicht mehr jungen Mannes, der zudem nie reiten gelernt hatte, daß er zu Pferde die Bewegungen des Hauptquartiers mitmachte; er gab auch eine eigene Schrift über den Feldzug heraus, welche er dem Kronprinzen Rudolf widmete, die ihm selbst aber so wenig behagte, daß er die ganze Auflage einstampfen ließ.

Kurz vor der Schlacht von Custozza erhielt ich von ihm aus dem Hauptquartier nachstehendes Schreiben: „Wir gehen der entscheidenden Schlacht entgegen, Führer und Mannschaften sind siegesbewußt. Mögen auch im Norden die Würfel glücklich für uns fallen. Briefe aus Wien melden mir die hoffnungsvolle Stimmung bei Hofe. Indem ich schon demnächst Zeit zu gewinnen hoffe, Ihnen ausführlichere Mittheilungen machen zu können und Gott bitte, er möge Sie in seinen gnädigen Schutz nehmen, bleibe ich Ihr ergebener Dudík.“

Als der Kaiser von Oesterreich zwei Jahre später sich zur Eröffnung des Suezcanales begab, war Dudík in seinem Gefolge. Derselbe schrieb damals öfters an mich und konnte in seinen Briefen nicht genug von der auszeichnenden Huld sprechen, mit welcher ihn der Monarch zu behandeln geruhte. In diesem Jahre gab er auch den zweiten Band der Geschichte des Stiftes Raigern heraus. Es waren daher zwei

Decennien verstrichen, seit er dieses, sein erstes größeres Werk begonnen hatte. Aber auch seine Arbeiten für die Fortsetzung der Geschichte Mährens blieben nicht zurück. Bis zum Jahre 1865 waren bereits vier Bände in die Oeffentlichkeit getreten, welche von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1197 reichten; der fünfte Band, die Jahre 1197 bis 1254 umfassend, war druckfertig. Je mehr dieses Werk vorwärts ging, desto mehr Anerkennung erwarb sich der Verfasser in der gelehrten Welt, welche mit Recht seine außerordentliche Quellenkenntniß, die streng kritische Sichtung des Materials, die scharfsinnige Combinationsgabe und die gelungene pragmatische Darstellung rühmte.

Wenn die Ausarbeitung eines so ausgedehnten Werkes jeden anderen, minder begabten und ausdauernden Gelehrten vollständig in Anspruch genommen hätte, so war dagegen Dudík im Stande, noch außerdem höchst werthvolle Arbeiten in der Zeitschrift des böhmischen Museums, des Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen, der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, in der „Oesterreichischen Revue“ und in den Publicationen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, deren correspondirendes Mitglied er war, zu veröffentlichen. Es würde ein spaltenlanges Register füllen, wenn man alle diese Einzelarbeiten aufzählen wollte.

Gelegentlich der Wiener Ausstellung des Jahres 1873 war Dudík für das Zustandekommen der Abtheilung für nationale Hausindustrie sehr thätig, hauptsächlich kümmerte er sich um die würdige Vertretung Mährens bis in das kleinste Detail. Seine Erläuterungen zu der Exposition dieses Landes, welche im Drucke erschienen, sind ein werthvoller Beitrag zu der Ethnographie der österreichisch-ungarischen Monarchie.

In den 1870er Jahren spielte Dudík eine wichtige, wenn auch geräuschlose Rolle in den Bestrebungen des Olmützer Metropolitencapitels, das angebliche Privilegium zu erhalten, vermöge dessen nur Aeliche zur Erlangung eines Canonicates berufen sein sollten. In der vordersten Reihe der Kämpfer standen der Domdechant Robert Maria Graf Sichnowsky, ein Bruder des in Frankfurt ermordeten Fürsten Felix, und der Scholasticus Arthur Freiherr von Königsbrunn, Beide wurden von Dudík bei der Abfassung der Denkschriften mit seinem reichen archivalischen Wissen unterstützt. Die Regierung traf schließlich ein Abkommen, indem sie eine Anzahl Canonicate für bürgerliche Bewerber vorbehielt.

Auch seitens der päpstlichen Curie wurde er zu einer Mission in Rußland verwendet, um eine Besetzung der erledigten katholischen Bis-

thümer zu erwirken, und er entledigte sich auch dieser Aufgabe mit Geschick, konnte aber nicht umhin, über die Schwierigkeiten zu klagen, welche ihm die Machinationen der polnischen Partei am päpstlichen Hofe bereiteten.

Den inneren politischen Strömungen und Wandlungen in Oesterreich blieb er grundsätzlich ferne, und wußte mit den Vertretern der aufeinander folgenden Richtungen stets in freundlichen Beziehungen zu bleiben. Obwohl stets streng kirchlichen Grundätzen ergeben, trat er in der Zeit des Kampfes des Episkopates gegen verschiedene Institutionen nie in den Vordergrund und zog die Ruhe seines Studierzimmers den aufreibenden Kämpfen in der Arena der Oeffentlichkeit vor. Als im Jahre 1870 der Brünner Bischofssitz erledigt war, wurde er für denselben in Betracht gezogen, lehnte aber die ihm zugedachte Auszeichnung ab.

Im Jahre 1883 unternahm er seine letzte Reise nach Rom. Von dort sendete er mir unter dem 1. Mai folgendes Schreiben: „Ich habe Ihnen, lieber Freund, versprochen, aus Rom zu schreiben. Niemand ist verpflichtet, ein Wort zu geben, wer es aber giebt, der ist verpflichtet, es zu halten.

Seit 27. März in Rom, habe ich Vieles gesehen und erfahren, was man in der Provinz kaum ahnt. Ich sage in der Provinz, weil jede Stadt, wäre es Wien, Paris oder London, im Vergleich zur geistigen Bedeutung Roms zur Provinz herabsinkt, und diese geistige Bedeutung ist die Folge des Papststuhles. Steht der Vatican leer da, dann wird der Quirinal nie erregen, was dort lebt und webt und Rom zur ersten Stadt der geistigen Welt erhebt. Wie eitel, ja kindisch erscheinen die Ansichten Derjenigen, welche sich die Bewegung der christlichen Welt ohne den Papst denken! Ja selbst der Gedanke, daß Rom ohne Papst sein könne, zeigt von der Unkenntniß der Sache, und doch sprechen selbst gewichtige Blätter von einem neuen avignonischen Exil, Reden, die hier in Rom nicht gehört werden. Der Papst denkt, wenigstens bis jetzt, nicht an die Auswanderung und arbeitet fleißig an den verschiedenen Encykliken, mit denen er die Welt zu überraschen pflegt. Die letzt erlassene ist wider die geheimen Gesellschaften, welche man unter dem Schlagworte „Freimaurer“ zu fassen pflegt. Es ist dies eine Schrift, welche eine genaue Kenntniß von der heutigen Weltlage bekundet, eine große Belesenheit und fast eine noch größere Kenntniß der lateinischen Sprache, denn in dieser ist die Encyklika abgefaßt, voraussetzt. Es ist zum Staunen, woher der heilige Vater die Zeit



zu dieser ausgedehnten literarischen Thätigkeit nimmt! Ich hatte Gelegenheit, genaue Kenntniß über die Thätigkeit eines Tages des wahrhaft bewunderungswürdigen Mannes zu erlangen. Der heilige Vater pflegt Sommer und Winter um sechs Uhr aufzustehen und widmet drei Stunden dem Gebete und der Betrachtung. Um zehn Uhr pflegt der Staatssecretär Cardinal Jakobini mit seinen Referaten zu kommen, nach ihrer Wichtigkeit richtet sich die Länge solcher Conferenzen. Gegen die Mittagszeit pflegen die Referenten der verschiedenen Congregationen — wir würden sagen: Geschäftsabtheilungen — zu kommen. Sind Cardinäle die Referenten, so haben diese den Vortritt. Der heilige Vater ist über alles vollkommen unterrichtet. Sind die Referenten entlassen, dann beginnen die Audienzen, aber was für Audienzen! Als ich die Gnade hatte, vorgelassen zu werden, war vor mir ein neuernannter Bischof aus Australien. Eine Stunde hatte der heilige Vater mit diesem neuen Glaubensboten zu verhandeln, und da er es gerne sieht, wenn Bischöfe aus der ganzen Welt zu ihm kommen, was auch wirklich der Fall ist, und er mit jedem bis in das Detail seiner Thätigkeit eingeht, so hört jede Verwunderung auf, wenn man den heiligen Vater so genau unterrichtet findet. Mit mir sprach Höchstderselbe über die mir allergnädigst verliehene Titularabtei Trebitsch, ertheilte mir einige mit der Abtwürde verbundene Privilegien, ließ sich über die kirchlichen und politischen Zustände Mährens berichten, überging dann auf das vaticaniſche Archiv und auf die Arbeiten der zwei aus Raigern hierher gesendeten Benedictiner P. Sarkander und P. Carl, zollte der Opferwilligkeit des Abtes von Raigern seine Anerkennung und war über die Thätigkeit der beiden genannten Geistlichen erfreut. Fast erschöpft richtete der heilige Vater noch einige Fragen über Rußland an mich und entließ mich, meinen Namen nennend, wie er es zu thun pflegt, wenn er besonders gnädig ist, mit seinem Segen. Es war nahe an zwei Uhr. Gegen drei Uhr pflegt der heilige Vater ein sehr frugales Mahl einzunehmen, in der Regel allein, um fünf Uhr seine Gärten oder die Gallerien zu besuchen, und um neun Uhr sein Tagewerk zu beschließen. So lebt der 73jährige Greis, dessen Herzen China und Japan, der Sudan und das Feuerland ebenso nahe sind, wie sein geliebtes Rom. Möge Gott seine Tage segnen! Am Gründonnerstag empfing ich aus seiner Hand die Communion, die höchste Gnade, die mir zu Theil werden konnte. — Sie werden wohl auch über meine literarischen Erfolge etwas hören wollen; Sie nehmen ja seit ihrer Jugend Antheil an historischen Arbeiten. So hören Sie denn. Ich beschäftigte mich im vaticaniſchen

Archive, wo eine große Liberalität und in Folge derselben eine erhöhte Thätigkeit herrscht, mit der Regierung des Papstes Benedict XII., welche die Jahre 1334 bis 1342 umfaßt, und zu diesem Zwecke mußte ich 18 Foliobände mit nahezu 5000 Urkunden durchgehen. Wie sich hier in Rom unser Auge bei der Betrachtung der Bauwerke an kolossale Formen gewöhnen muß, so das historische Auge des Forschers an das massenhaft hier aufgespeicherte Material. Hat ja die Regierung Clemens VI., Benedict XII. Nachfolger, allein an Regesten, also an Urkunden jener Zeit, 81 Foliobände. Sind in den Folianten Indices, wie dies der Fall bei Benedict XII. ist, so hat man noch eine kleine Erleichterung; ist dies aber nicht der Fall, dann helfen nur Uebung und Geduld. Daß in solchen Massen auch Urkunden für Böhmen und Mähren vorhanden sein müssen, ist selbstverständlich, und da gerade in der Regierungszeit des Papstes Benedict XII. die beiden Länder mit dem apostolischen Stuhle in mancher Beziehung standen, so mußte ich ja mir unbekannte Urkunden, welche ich nun verwerthen werde, finden. Jedoch nicht gerade diese das kirchliche Leben betreffenden Urkunden sind es, welche den Forscher befriedigen und für so manches Opfer, welches er dem Forschen bringen muß, entschädigen; es sind Urkunden, welche einen streitigen Punkt in der Geschichte beleuchten und zum Abschlusse bringen, und eine solche Urkunde glaube ich im vaticanischen Archive entdeckt zu haben, es ist dies die Originalbulle Johannes XXII., welche die Lombarde vom Reiche trennt; da diese Urkunde zu wichtig ist, so behalte ich mir deren Publicirung für eine spätere Zeit vor.“

Mit ungläublicher Raschheit setzte Dudik seine Geschichte des Mährerlandes fort. Die ersten zehn Bände behandelten die geschichtliche Entwicklung von der ältesten Zeit bis zum Aussterben der Přemysliden, nicht weniger als vier Bände die Culturzustände in dieser Periode, eine ebenso schwierige, als originell und geistvoll durchgeführte Arbeit. Der elfte und zwölfte Band beschäftigten sich mit dem Beginn der Herrschaft des Hauses Luxemburg, sie reichen von 1306 bis 1350. Der zwölfte Band war das letzte geistige Erzeugniß des gelehrten Mannes, ein Schlaganfall raubte ihm die Sprache und machte ihn zu jeder weiteren Thätigkeit unfähig. Er zog sich in das Stift Raigern zurück, wo er seitens einer Verwandten die aufopferndste Pflege fand, bis endlich der Tod dem qualvollen Dasein ein wohlthätiges Ende bereitete.

An einem Nachmittage des vorjährigen Spätsommers stattete ich dem Lehrer und Freunde meinen letzten Besuch in seinem Kranken-

zimmer ab. Das Fallen des Greises, seine Hinfälligkeit machten auf mich einen herben Eindruck, der ihn in der Blüthe seiner Jahre, in der vollen physischen und geistigen Kraft kennen gelernt hatte, der mit ihm Jahrzehnte in innigem Verkehre stand. Um ihn zu zerstreuen, erzählte ich lose Streiche aus meiner Studentenzeit, welche ihn sichtlich erheiterten; als ich aber beim Weggehen bemerkte, er werde hoffentlich sein Geschichtswerk zu dem gewünschten Abschluß bringen, da schüttelte er wehmüthig das Haupt, die Thränen traten ihm in die Augen, er drückte mir noch einmal die Hand, es war der letzte Händedruck, den ich von ihm empfing.

Auf dem Friedhose des Ortes Raigern haben sie den rastlos thätigen Gelehrten zur ewigen Ruhe gebettet; wenn aber auch der letzte Rest seines Körpers einst zu Staub zerfallen sein wird, so bleibt das Andenken an seine glühende Vaterlandsliebe, an seine nie ermüdende Schaffungskraft für immer gesichert.

---

## Ueber die Nothwendigkeit einer österreichisch-ungarischen Colonialpolitik.

Von Otto Schier.

(Fortsetzung.)\*

In Oesterreich-Ungarn ist der Drang zur Emigration nicht so groß, daß, wie in Deutschland, die Regelung der Auswanderung als wichtigster Punkt der Colonialpolitik erscheint; immerhin ist er bedeutend genug, um die vollste Beachtung zu verdienen, schon aus dem Grunde, weil durch eine richtige Leitung der Auswanderung gesunde Colonialbestrebungen verwirklicht werden können.

Könnten unsere Auswanderer in österreichisch-ungarischen Colonien angesiedelt werden, so würde das Mutterland nicht nur keinen Verlust erleiden, sondern es würde seine überschüssige Kraft, die es bisher an Fremde abgegeben, für sich aufspeichern und überdies aus diesem Kraftreservoir noch jenen Nutzen ziehen, der europäischen Ländern aus dem Besitze exotischer Gebiete erwächst. Noch mehr aber würden dadurch gewinnen die Auswanderer, die in diesem Falle eigentlich nicht mehr so genannt werden könnten. Das Leben unter Stammesgenossen erhöht Widerstandsfähigkeit und Schaffensfreudigkeit, heimisches Gesetz, Sitte und Muttersprache behalten Geltung und Werth, und durch den fortwährenden Verkehr mit der Heimath bleibt der Zusammenhang mit der Nation erhalten, so daß das neue Gebiet nur als neues Glied am Staatskörper erscheint, mit dem es nicht nur rechtlich, sondern organisch verbunden ist.

Dadurch wächst aber die Bedeutung des Colonialbesitzes. Nicht mehr allein von eminenter Wichtigkeit für die wirthschaftliche Interessenpolitik, muß er auch vom Standpunkte der nationalen Selbsterhaltung

\*) Siehe: „Oesterreichisch-ungarische Revue“ IX. Band, Siehe 172.

betrachtet werden, und wird durch dieses Motiv dessen Erwerbung ein von großen und humanen Ideen getragenes Unternehmen.

Fassen wir das bisher Gesagte kurz zusammen: Der moderne Staat hat die Freiheit in der Entwicklung des Individuums mit der Idee der einheitlichen Gemeinschaft in Uebereinstimmung zu bringen. Ein Hauptmittel zur Erreichung dieses Zweckes ist die Hebung des allgemeinen Wohlstandes und die Schaffung von Verhältnissen, in denen sich die geistige und materielle Volkskraft bethätigen kann. Können die Bedingungen hiefür nicht im eigenen Lande gefunden werden, so muß das Arbeitsgebiet erweitert werden durch Erwerbung von Landstrichen, in denen sich die eingedämmten Potenzen frei entfalten können. Die Grundlagen des materiellen Lebens stehen mit der Bildung und Moral in engsten Zusammenhange; in dem Maße, als sich die ersteren günstig gestalten, werden letztere gefördert und dadurch jene dauernde Anhänglichkeit und Liebe zum Gemeinwesen begründet, die als lebenswarmer, opferwilliger Patriotismus den Staat zur Erfüllung seiner Zwecke am höchsten befähigt. Jeder gesunde Organismus hat das Bestreben und das Bedürfniß nach Ausbreitung, und auch der Staat ist diesem Gesetze unterworfen. Kann sich das Expansionsbedürfniß nicht durch einen Druck auf die eigenen Grenzen äußern, dann ist der Staat auf die Erwerbung von Ländern gewiesen, die von ihm wohl räumlich getrennt sind, jedoch durch entsprechende Verwendung der Intelligenz, der Arbeitskraft und des Capitals zur Gemeinschaft und Einheit gebracht werden müssen.

Alle diese Gründe sprechen für die Erwerbung von Colonien.

\* \* \*

Aus dem bisher Gesagten dürfte zur Genüge ersichtlich sein, daß unsere inneren Verhältnisse zur Erwerbung von Colonien drängen und unserer Zukunft eine Direction geben, welche die Monarchie schon durch ihre geographische Lage einzuschlagen berufen ist.

Ein Blick auf die Karte belehrt uns über die eminente Wichtigkeit, welche Mähren, Niederösterreich und speciell Wien für den gesammten continentalen Verkehr besitzen. Die directen Verbindungen Moskau—Madrid, Petersburg—Rom, Hamburg—Konstantinopel, Paris—Odeffa und London—Odeffa durchkreuzen sich auf diesem kleinen Raume, so daß fast alle europäischen Schwerlinien über Wien führen. Dadurch erhält dieser Punkt für den Welttheil eine handelspolitische und militärische Bedeutung, welche keiner anderen Großstadt zukommt, und gewinnt

überdies noch an Werth durch seine Lage an der schiffbaren Donau, sowie dadurch, daß ihm die Vermittelung zwischen dem vorgezeichneten West- und Mitteleuropa mit dem weniger entwickelten, aber zukunftsreichen Osten zufällt. Daß die in ihrer Art einzige Lage Wiens nicht besser ausgenützt wird, ist erklärlich durch die bereits erwähnte kümmerliche Entwicklung der Eisenbahnen und Wasserstraßen, welche eine Aufsaugung des Verkehrs nicht zuläßt.

Dieselbe Wichtigkeit, welche Wien für den europäischen Verkehr hat, kommt der Monarchie in Beziehung auf den Welthandel zu.

Nachdem Amerika jetzt schon ganz besetzt ist und sich von Europa politisch und wirtschaftlich immer unabhängiger macht, mußte sich die Aufmerksamkeit der colonisirenden und handeltreibenden Völker wieder dem Osten und Süden zuwenden und führte zum Baue des Suezcanals, sowie zur Aufhebung der Verkehrshürden in den ostasiatischen Staaten, wodurch die Bestrebungen der Europäer neue Kraft und Intensität erhielten.

Fassen wir zunächst den Landweg nach Centralasien und Ostindien ins Auge, so ist ersichtlich, daß die beiden wichtigsten dahin führenden Linien über Odessa und über Konstantinopel die Monarchie passiren, daß diese also in der Lage ist, den Handel nach diesen Ländern, insoweit er an Schienenwege gebunden ist, ganz aufzunehmen. Um dies aber zu können, müssen die noch bestehenden Lücken im Eisenbahnnetz durch richtig disponirte und rechtzeitig fertiggestellte Linien geschlossen werden, sonst steht zu befürchten, daß der Verkehr nach anderen Richtungen, speciell nach jener über Drenburg abgelenkt wird.

Noch günstiger stehen die Chancen für den Seeverkehr durch die weit nach Norden vorgeschobene, fast in die Mitte des Continents fallende Lage von Triest und durch die Nähe des Suezcanals.

Triest ist im Vortheile gegen Genua um 108, gegen Marseille um 180, gegen London um 1942 und gegen Hamburg um 2232 Seemeilen, hat also vor den anderen wichtigen Häfen die Kürze des Weges und überdies seine centrale Lage voraus, so daß es eigentlich seine Aufgabe wäre, den Haupttheil des asiatischen und ostafrikanischen Handels aufzufangen, welcher Bestimmung es jedoch nicht gewachsen ist.

Die Bervollständigung des Eisenbahnnetzes, die Entwicklung der Handelsmarine und die richtige Ausnützung der vortheilhaft gelegenen und guten Häfen sind Lebensfragen für Oesterreich-Ungarn, dessen so günstige geographische Lage erst dann zur vollen Geltung kommen wird. Soll jedoch die Monarchie im Weltverkehre mehr sein als eine

Transmission, welche den Antrieb von außen erhält, so muß sie sich Actions- und Bewegungsfreiheit sichern durch ein selbstständiges Eingreifen in das Getriebe und muß eigene Interessen in den Vordergrund zu stellen haben, durch deren Wahrung sie zugleich die Bedürfnisse des Continents mitbefriedigt. Lord Palmerston sagte einst: „Ja, Ihr (Oesterreicher) seid reich, aber was nützt Euch der Reichtum, wenn Ihr ihn nicht zu verwerthen versteht“, er hätte dasselbe auch von der geographischen Lage sagen können. Von den europäischen Culturstaaten liegen der die ganze Erde umspannenden Haupthandelslinie (New-York, Gibraltar, Suez, Bombay, Singapur, Tokio, Panama), sowie den ostafrikanischen und asiatischen Gebieten am nächsten Italien und Oesterreich-Ungarn, und trotzdem ist das eine erst vor Kurzem in die Reihe der colonisirenden Nationen eingetreten, das andere aber noch gar nicht. Hoffen wir, daß auch dieses bald nachfolgt, nicht nur der directen Vortheile wegen, welche Colonien gewähren, sondern auch darum, damit es als Mitinteressent an die Lösung der ihm im Völkerverkehre zufallenden hochwichtigen Aufgabe schreiten könne.

Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl Jener, welche im Interesse der wirthschaftlichen Entwicklung eine Ausbreitung unserer Handels-herrschaft für nothwendig finden, jedoch richten die Meisten ihre Blicke nach der Balkanhalbinsel, als unserem natürlichen Absatzgebiete, und erachten es als unsere dringende Aufgabe, die Völker südlich der Donau in ein wirthschaftliches Abhängigkeitsverhältniß zu bringen. Wohl sollte es so sein, und die Gründe, welche dafür geltend gemacht werden, haben viel für sich. Die unmittelbare Nachbarschaft, ein anbaufähiger und ertragreicher Boden, die dünne Bevölkerung, der Mangel an Gewerben und der Rückgang der Hausindustrie, endlich der bei der Begründung von neuen Staaten hervorgerufene Entgang an Productivkräften durch Aufstellung von stehenden Heeren und Beamtenkörpern, das alles weist darauf hin, die commerciellen Unternehmungen hauptsächlich dahin zu disponiren. Jedoch sprechen zwei Momente dagegen, von denen jedes gewichtig genug ist, um alles pro Angeführte wieder aufzuheben. Vor Allem ist der richtige Zeitpunkt für solche Aspirationen bereits vorüber und könnte nur durch einen großen und siegreichen Krieg wieder herbeigeführt werden, und dann kann die Balkanhalbinsel für uns niemals die Bedeutung und den Werth einer Colonie erhalten.

Bis zum Krimkriege waren Oesterreich und Deutschland die Hauptlieferanten europäischer Waaren; von da an erschienen aber Engländer

und Franzosen auf dem Markte und machten den mitteleuropäischen Erzeugnissen so wirksame Concurrnz, daß diese immer mehr zurückgedrängt wurden. Die Ursachen dieser Erscheinung sind leicht herauszufinden. Die Franzosen und Engländer wußten sich besser dem Geschmacke und den Gewohnheiten der Käufer anzupassen, ihre Waaren stellten sich billiger und konnten aus den vielen Seehäfen rascher in das Innere gelangen als auf der Donau und auf den schlechten Straßen, die von ihr wegführten; endlich bot die wiederholte Aufnahme von Darlehen jedesmal die günstige Gelegenheit, für die Einfuhr der westeuropäischen Erzeugnisse Concessionen zu erlangen. Dieser Concurrnz konnte nur durch den unverzüglichen Bau von Eisenbahnen begegnet werden, welche sich an das österreichische Netz angeschlossen und angemessene Frachtsätze aufstellten, sowie durch Abschließung von Handelsverträgen. Von all dem geschah jedoch nichts. Nach langem und verderblichem Zögern kam es wohl zum Bahnbau, aber in einer Weise, welche auf unsere Verhältnisse nachtheiliger wirkte, als wenn er ganz unterblieben wäre. Den österreichisch-ungarischen Finanzmännern fehlte es an Einsicht oder Unternehmungsgeist, um diese hochwichtigen Verkehrswege, welche der Monarchie die Handelshegemonie gesichert hätten, herzustellen, und so gelangte der Bau und Betrieb der türkischen Eisenbahnen in die Hände des Baron Hirsch. Durch die Ausgabe der bekannten Türkenloose wurde (zumeist aus Oesterreich-Ungarn) das zum Unternehmen erforderliche Capital aufgebracht, sodann wurden in vier Jahren bei fast vollständiger Uebergehung unserer Industrie einige unzusammenhängende Linien gebaut, die technisch mangelhaft hergestellt und handelspolitisch so angelegt waren, daß dadurch der österreichisch-ungarische Handel vom Innern der Balkanhalbinsel ausgeschlossen wurde. Die in Aussicht gestellte Hauptlinie von der Save nach Konstantinopel wurde nämlich gar nicht in Angriff genommen, dagegen trieb man aber von einzelnen Hafenstädten Tracen in das Innere des Landes vor und erwies dadurch der französisch-englischen Einfuhr den denkbar besten Dienst.

Das Ergebniß der Ausgabe der Türkenloose belief sich auf 356,400.000 Francs, wovon Baron Hirsch nach eigener Angabe 254,545.454 Francs ausgefolgt erhielt, welche er auch für den Bau von 1280 Kilometer Eisenbahnen verrechnete. (Als es sich in der jüngsten Zeit um den Ankauf der türkischen Bahnen durch die österreichisch-ungarische Staatseisenbahn-Gesellschaft handelte, ergab eine Recognoscirung der einzelnen Linien, daß zum mindesten ein Betrag von 22,000.000 fl. nothwendig sei, um diese Bahnen nach euro-



päischen Begriffen betriebsfähig zu machen.) — Zu dem Bahnbaue lieferte die französische Industrie für 4,000.000 Francs, die englische für 6,000.000, die deutsche für 10,000.000, die belgische für 14,000.000 und das zumeist betheiligte Oesterreich-Ungarn für 2,000.000 Francs.

Welchen Einfluß der Bau dieser Linien auf unsere Verhältnisse nahm, erhellt aus der Rede des Reichsfinanzministers Kallay am 14. November 1886. Er sagte: „Uns droht vom Oriente her eine große, stetige Gefahr von einem Feinde, der uns im Uebrigen ein guter Freund ist. Derselbe macht von der Meeresküste aus einen drohenden commerciellen Eroberungszug nach dem Innern des Landes. Wenn wir an der Save stehen bleiben, würden wir denselben nicht aufhalten können. Der Widersacher selbst würde an der Save nicht stehen bleiben. Deshalb mußten wir in Bosnien festen Fuß fassen.“

Der endliche Ausbau der türkischen Bahnen durch die Vollendung der Hauptlinie Belgrad—Nisch—Konstantinopel hat an den für uns schlechten Verkehrsverhältnissen nichts gebessert, denn die Frachttäge sind direct gegen uns gerichtet, und überdies wurden Oesterreich-Ungarns berechnete Forderungen in der Donaufrage durch englischen Einfluß von den interessirten Regierungen zurückgewiesen. Zudem hatten während der jahrelangen Verhandlungen wegen des Anschlusses an das österreichisch-ungarische Bahnnetz geschickte fremde Agenten Zeit gefunden, sich in den Verkehrscentren festzusetzen, daselbst Repräsentanzen mit Musterdepots zu schaffen und so unserem weniger rührigen Handel neuen Abbruch zu thun.

Ebenso ungünstig gestalten sich für uns die Verhältnisse in Bezug auf die Ausfuhr aus jenen Ländern. Die Fertigstellung der Linie nach Saloniki hat Triest und Fiume empfindlich geschädigt und es hat ganz den Anschein, als ob das Bestreben Salonikis, sich zum alleinigen Exportplatz der Balkanhalbinsel aufzuschwingen, auch wirklich gelingen sollte, denn auf die österreichisch-ungarischen Häfen kommen nur jene Frachten, welche von oder nach Nord-Serbien gehen, und das nur in jener Zeit, in welcher die Save nicht gefroren ist. Alles Andere aus dem Innern des Landes wird über Saloniki instradirt und dient englischen und französischen Schiffen als Rückfracht.

Es ist kaum anzunehmen, daß unser Handel nach diesen Ländern jemals wieder die frühere Ausdehnung erreichen werde, denn England hat sich bereits in allen Hafenstädten etablirt und ist durch seine billiger producirende Industrie und durch die überlegene Macht seines Capitals leicht im Stande, die Preise nach seinem Belieben zu reguliren. Die

wenigen von ihm noch freien Märkte haben wir an Franzosen, Italiener, Deutsche und Russen verloren und werden sie ihnen wohl auch belassen müssen. Welchen Einfluß auf unsere Handelsverhältnisse die Regulirung des Eisernen Thores haben wird, muß noch abgewartet werden; jedoch wird es gut sein, dieselbe nicht zu optimistisch aufzufassen, da jede Verbesserung der Verkehrswege auch dem Concurrenten zugute kommt, und verdienen in dieser Beziehung neben den bereits in Rumänien bestehenden englischen Firmen auch die von Rußland reich subventionirten Schiffahrtsgesellschaften und Musterlager an der unteren Donau die vollste Beachtung.<sup>1)</sup>

Aus dieser gedrängten Darstellung dürfte hervorgehen, daß der geeignete Moment zur Erwerbung der wirthschaftlichen Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel von uns verpaßt worden ist. Wären aber auch die Verhältnisse dort ganz andere als sie wirklich sind, so könnten diese Länder doch nur Absatzgebiete für uns sein, die uns eine Colonie im heißen Klima nie ersetzen könnten.

Vor Allem produciren diese Gebiete nicht Anderes, als was wir selbst schon in so ausreichender Quantität besitzen, daß wir davon ausführen. Was uns aber fehlt, und was wir den ausländischen Producenten und Zwischenhändlern theuer bezahlen müssen, das sind die Erzeugnisse der Tropen, die wir von dort nicht holen können, die wir aber im Interesse der wirthschaftlichen Harmonie und Unabhängigkeit aus uns eigenen Colonien beziehen sollten.

Die Türkei und die Donaufstaaten sind ferner für sich politisch und ökonomisch abgeschlossene Gebiete, in denen wir Production und Consumtion nicht nach unseren Bedürfnissen regeln, sowie keinen Einfluß darauf nehmen können, daß sich das Erwerbsleben günstiger gestalte und damit die Kaufkraft erhöhe, und in die wir schließlich doch nur so lange einführen können, als sich die einzelnen Staaten einem Import von uns nicht feindlich gegenüberstellen, was bei der durch fremde Mächte genährten politischen Animosität berücksichtigt zu werden verdient. Daß die Anlage von Capitalien in diesen Ländern ein Geschäft von sehr fragwürdigem Werthe ist, haben wir schon sattsam erfahren, und eine Abgabe von Intelligenz kann schon gar nicht empfohlen werden, da wir uns dadurch nur einen gefährlichen Concurrenten selbst großziehen würden.

<sup>1)</sup> Die Gagarin'sche Schiffahrtsunternehmung bezog für 1889 eine Subvention von 292.970 Rubel, das russische Exportmusterlager in Galacz ist mit jährlich 10.000 Rubeln dotirt u. s. w.

Wir sind demnach auf die Erwerbung von überseeischen Colonien gewiesen und werden Territorialbesitz in fremden Welttheilen anstreben müssen, wenn wir die Einsicht gewonnen haben werden, daß wir jenen Anforderungen nachkommen können, die an den colonisirenden Staat und dessen Volk gestellt werden. Ehe jedoch in eine Erörterung dieser Bedingungen eingegangen werden kann, ist es nothwendig, vorerst der Methode der Erwerbung in Kürze zu gedenken.

Die Festsetzung in den überseeischen Ländern hat bisher in zweifacher Weise stattgefunden. Entweder war es direct der Staat, der als Eroberer die fremden Gebiete besetzte, oder es wurden durch private Initiative Niederlassungen gegründet, welche nach vollzogener Etablierung zu einem großen Ganzen vereinigt und der Schutzhoheit des Staates unterstellt wurden. Die erste Methode wurde und wird von Spaniern, Portugiesen, Franzosen und Italienern geübt und heißt die romanische, zum Unterschiede von der germanischen, welche Engländer, Holländer und Deutsche befolgen.<sup>1)</sup> Der Unterschied zwischen den beiden Erwerbungsarten ist kein zufälliger, sondern wird durch die Raceneigenthümlichkeiten begründet, nach welcher die Germanen mit ihrer Vorliebe für die Selbstverwaltung kleinerer Gemeinschaften durch die wirthschaftliche Vereinigung die politische anstreben, während die Romanen mit ihrer ausgesprochenen Tendenz für den rein staatlichen Centralismus den politischen Zweck vor den wirthschaftlichen setzen.

Die Erwerbung von Colonien durch den Staat hat den unleugbar großen Vortheil, daß die Occupation unter einheitlicher Leitung mit bedeutenden und streng gegliederten Kräften, sowie mit ausgiebigen Mitteln unternommen wird, so daß größere Räume auf einmal und planmäßig besetzt werden können und es immer gelingt, festen Fuß zu fassen. Sie hat aber auch ihre großen Nachtheile. Denn abgesehen davon, daß hierzu die Geld- und Blutsteuer des Landes verwendet wird, was gerechten Widerspruch hervorrufen kann, wenn die Bevölkerung die Ansichten der Regierung nicht theilt, so läßt sie den Privatunternehmungen zu wenig Spielraum; die Erwerbung ist in der Regel zu theuer und führt bei einem doch möglichen Mißerfolge zu einem enormen Aufwande an Menschen und Geld, wenn das Erworbene auch behauptet werden soll, was doch im Interesse des Staatsansehens geschehen muß.

<sup>1)</sup> Die Colonisationsversuche Oesterreichs im vorigen Jahrhunderte erfolgten in derselben Weise.

Wenn jedoch der Landerwerb durch Private oder durch Gesellschaften erfolgt, selbstverständlich mit Genehmigung und Unterstützung der Regierung, so bleibt die materielle Entwicklung der Colonie ganz dem Geschehe und dem Glücke des Unternehmers überlassen, der Staat kann abwarten, ob der neue Besitz gedeiht und sich ausdehnt, hat im Falle des Mißlingens keine Verantwortung zu tragen und braucht sich in keiner Weise zu engagiren, wird aber seine Hoheitsrechte ausüben, wenn die Ländereien eine Ausdehnung und Entwicklung erreicht haben, daß deren Verwaltung durch die Colonialgesellschaft nicht mehr ausreicht, oder wenn die Führung der öffentlichen Geschäfte seinem Interesse nicht entspricht.

Obwohl bis jetzt noch kein coloniales Völkerrecht besteht, so sind doch gewisse Grundsätze für die Erwerbung von fremden Gebieten als allgemein geltend anerkannt und in der Praxis bereits berücksichtigt worden, durch deren Befolgung jede Gefahr eines Einspruches von Seite der anderen Staaten ausgeschlossen ist, und es wird die Occupation von überseeischen Territorien insbesondere dann anstandslos erfolgen können, wenn die Zustimmung der Großmächte gesichert ist und bei der Besitzergreifung gewisse näher bestimmte Formalitäten eingehalten werden.

Da neue Colonien einer langjährigen und intensiven Arbeit bedürfen, ehe sie zu einem werthvollen Gute werden, so ist ihretwegen wohl kaum ein Conflict zu befürchten, es wäre denn, daß früher erworbene und nicht aufgegebene Rechte in gröblicher Weise verletzt würden. Für jeden Fall ist es jedoch von Vortheil, wenn der colonisirende Staat über so viel politische Macht verfügt, daß die Entstehung von Differenzen überhaupt vermieden wird, sowie es auch für die Entwicklung der Colonie nur erspriesslich sein kann, wenn sie sich auf ein starkes Mutterland stützen kann.

Als am 16. Mai 1884 der Colonienminister Lord Derby in hochmüthiger Weise für England das Recht in Anspruch nahm, fremde Mächte von der noch unbesetzten Südwestküste Afrikas auszuschließen, genügte das lakonische Telegramm Bismarck's an den deutschen Consul: „Sie wollen amtlich erklären, daß Herr Lüderitz und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen“, um alle Einwendungen verstummen zu machen.

Die Grundbedingung, ohne welche an eine Colonisation überhaupt nicht zu denken ist, ist ein Ueberschuß von unverwendbaren Kulturkräften, also von Arbeitskraft und Intelligenz. Spanien, eines der

herrlichsten Länder Europas, ist durch seine Colonien verarmt, weil die amerikanischen Besitzungen mit ihrem Reichthume an Edelmetallen viel mehr Arbeitskraft an sich lockten, als das Land entbehren konnte, umsomehr als es sich kurz vorher durch die Vertreibung der Mauren des fleißigsten und intelligentesten Theiles der Bevölkerung selbst beraubt hatte. Dasselbe findet bei Portugal statt, das überhaupt nicht in der Lage war, Kräfte an Colonien abzugeben, am wenigsten aber daran denken konnte, mit seinen geringfügigen Mitteln Länder von solch ungeheurer Ausdehnung cultiviren zu wollen.

Die bei uns in den letzteren Jahren sich immer ungünstiger gestaltende Art der Grundeigenthumsvertheilung hat die Zahl der auf den Lohnerwerb als Feldarbeiter Angewiesenen beträchtlich erhöht, während gleichzeitig die Einführung von landwirthschaftlichen Maschinen die Nachfrage nach Hilfskräften immer mehr verminderte. Daraus resultirte nun ein bedeutender Rest von unbenutzbarer bäuerlicher Arbeitskraft, die zum Theile beim Eisenbahnbau verwendet wurde, zum Theile sich in die Städte und Industrieorte zog, um in den Fabriken Beschäftigung zu suchen. Durch die Fertigstellung der Eisenbahnhauptlinien und durch den Rückgang in der gewerblichen Production wurden aber die aufgenommenen Arbeitskräfte wieder verfügbar und es erfolgte eine partielle Rückströmung zu dem früheren Berufe, wodurch die Landwirthschaft dasselbe traurige Bild der Erwerbslosigkeit zeigt, wie es früher bei der Industrie geschildert wurde.

Die Ueberproduction an Kraft beschränkt sich jedoch nicht bloß auf das Gebiet der physischen Arbeit, sondern erstreckt sich auch auf das der Intelligenz. Das leicht erklärliche Streben, den Kindern eine bessere Existenz zu schaffen, als sie den Eltern beschieden war, sowie das Einjährig-Freiwilligenrecht und nationale Motive haben unseren Mittel- und Hochschulen viel mehr Material zugeführt, als den staatlichen Bedürfnissen entspricht, so daß eine ganz bedeutende Menge von Bildung unverwerthbar bleibt. Das Bewußtsein aber, einen Platz ausfüllen zu können, ohne die Möglichkeit zu haben, einen solchen auch zu erhalten, weckt Unzufriedenheit und erzeugt die schwere sittliche Versuchung, das Gesetz und die bestehende gesellschaftliche Ordnung zu bekämpfen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß unsere Monarchie — vornehmlich Cisleithanien — in Bezug auf Ueberschuß von Culturkräften noch viel mehr leistet, als selbst ein Colonialreich im besten Falle erfordert, und daß die Erwerbung von fremden Ländern und die Abgabe

eines Theiles der brachliegenden Potenzen, weit entfernt uns zu schwächen, vielmehr dem gesunden Kreislaufe im staatlichen Organismus nur förderlich wäre.

Wie jedes wirthschaftliche Unternehmen, so bedarf auch das der colonialen Gründungen eines gewissen Capitals, dessen Höhe sich nach der Art der Erwerbung, nach der Größe des Gebietes und nach dessen Naturverhältnisse richtet.

Es ist eine vielfach verbreitete irrige Ansicht, daß Colonien sehr viel Geld erfordern, und daß nur ein reiches Land in der Lage sei, solche zu erwerben.

Allerdings ist es richtig, daß eine Colonisirung durch den Staat bedeutende Kosten verursacht; diese werden aber nicht durch die Culturarbeit in Anspruch genommen, sondern durch die kostspielige Verwaltung und durch die Erhaltung der Militärmacht in den neuen Gebieten.

Der diesjährige Voranschlag für die italienischen Besitzungen in Afrika weist aus: Einnahmen 950.500 Lire.

Ausgaben, und zwar: Besoldungen . . . . .	430.737 Lire
Verwaltungskosten . . . . .	219.763 „
Neuanlangen und Bauten . . . . .	450.000 „

Zusammen 1,100.500 Lire,

so daß bei billigerer Verwaltung und bei einer Herabminderung des Bauerfordernisses leicht ein Ueberschuß in den Einnahmen von mehreren Hunderttausend Lire erzielt werden könnte, wobei nicht vergessen werden darf, daß das Unternehmen ein politisches und kein wirthschaftliches ist, woraus sich auch der Militäraufwand von 10,720.000 Lire erklärt.

Ganz anders stellen sich die Zahlen dort, wo Colonien durch Privatgesellschaften erworben werden, welche ohne den schwerfälligen staatlichen Apparat arbeiten und erst dann zu „regieren“ beginnen, bis etwas da ist, das des Regierens auch werth ist.

Einen Maßstab dafür geben die Capitalien, mit denen die Gesellschaften arbeiten. Im Jahre 1877 erwarb der Engländer Dent und der österreichische Baron Overbeck Landstrecken in Nord-Borneo in der beiläufigen Größe des Königreiches Preußen für eine jährliche Leibrente von 20.000 Dollars; das Gesamtcapital der ostafrikanischen Gesellschaft beträgt 3,200.000 Mark, das der südwestafrikanischen 1,548.000 Mark; die Kamerun-Land- und Plantagengesellschaft wurde gegründet mit 280.000 Mark, und die im December 1889 entstandene Sundagesellschaft hat 80 Quadratkilometer besten Landes in Borneo

erworben und verfügt nur über ein Capital von 60.000 Mark. — Freilich sind dies zum größten Theile noch ganz neue Länder, in welche das Capital nicht gerne geht; aber es beginnt sofort zuzuströmen, wenn sich die Verhältnisse gefestigt haben, weil es sich da in einer Weise verzinst, wie es im Inlande nie möglich wäre. Im Anfange der Vierzigerjahre erwarben zwei englische Colonialgesellschaften die Insel Neuseeland und führten von da (1843) Landesproducte im Werthe von 660.000 Mark aus. Mit der Entwicklung der Colonie steigerte sich das Interesse der Privaten und der Regierung, und wurden für dieses Gebiet von 1870 bis 1878 aus Staatsmitteln 12,652.769 Pfund Sterling verausgabt, welche jedoch noch vor Ablauf der Periode an Capital und Zins wieder rückerstattet waren, und bezog England bereits 1878 von dort einen directen Reingewinn von 3,386.389 Pfund Sterling, welcher seitdem jedenfalls noch gewachsen ist, da die Ausfuhr schon im Jahre 1881 die Höhe von 120,310.500 Mark erreichte.

Solche Resultate sollten doch zur Nachahmung aneifern, und wenn auch der glänzende Erfolg nicht erzielt würde, so ist doch auch schon ein geringerer erstrebenswerth, umsomehr, wenn man erwägt, daß von 1873 bis 1878 auf Staatskosten 55.213 jedenfalls unbemittelte Menschen auf Neuseeland einwanderten und sich eine behagliche Existenz gründeten.

Daß das österreichische Capital wohl im Stande wäre, sich an der Erwerbung von Ländereien zu betheiligen, geht aus dem Börsenwochenberichte eines bedeutenden Wiener Blattes vom 25. August 1889 hervor, in welchem es heißt: „Das österreichische Capital ist heute im Besitze des größten Theiles der inländischen Staatsschuldentitel, wie nicht minder der verfügbaren Privatobligationen; seine Aufnahmefähigkeit reicht für die stärkste Belastung hin, und nur die Unzulänglichkeit des gebotenen Materials hindert die volle Bethätigung derselben.“ Mit dem Schlusse des Jahres 1889 repräsentirten die österreichischen Renten, Lose, Bank- und Bahnpapiere ein Capital von 5420 Millionen Gulden und wir hätten demnach keine Ursache, wegen Mangel an Geld zurückzuhalten.

Was die körperliche, moralische und geistige Eignung der Bevölkerung für eine gedeihliche Verwendung in überseeischen Ländern betrifft, so kann vorläufig darüber noch nichts gesagt werden, weil uns da jede Erfahrung abgeht und man aus einzelnen Fällen weder günstige noch ungünstige Schlüsse ziehen darf. Das Eine aber ist sicher,

daß durch die vielfache Racenmischung und die hieraus folgende Anpassungsfähigkeit das österreichisch-ungarische Volk in physischer Beziehung zu einem Leben in den Tropen besser geeignet ist als der Engländer, Holländer, Däne und Reichsdeutsche, ebenso wie es durch seine Gutmüthigkeit für den Verkehr mit Naturvölkern besser beanlagt ist als der Engländer und Holländer mit dem fast krankhaften Erwerbssinne, als der Franzose mit seiner Hast und Ungeduld, und als der Norddeutsche mit seiner Schroffheit.

Was aber unerläßlich ist, um in überseeischen Unternehmungen Erfolge zu erringen, das ist der Wille, der ehrliche feste Wille von Seite der Regierung und von Seite der Bevölkerung. Die Regierung darf sich den Bestrebungen der Privatgesellschaften nicht im Vorhinein feindlich gegenüberstellen, sondern muß sie moralisch und materiell unterstützen und insbesondere dafür sorgen, daß die Bedeutung des Colonialbesitzes im Inlande richtig aufgefaßt und gewürdigt werde, — die Bevölkerung hingegen muß den wohlmeinenden Absichten der Regierung entgegenkommen und ihrer Theilnahme für das Unternehmen durch Bethätigung eines reellen Geschäftsgeistes Ausdruck geben, kurz, Regierung und Volk müssen sich gegenseitig in die Hände arbeiten, sich stützen und ergänzen. Fehlt es einem der beiden Theile an dem guten Willen, so sind die besten Bemühungen des anderen Theiles erfolglos. Die Colonialpolitik verträgt keine Begeisterung, aber auch keine unberechtigten Zweifel, sie bedarf keiner Declamationen, wohl aber voller Hingebung und frischer That.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß es bei uns viele Schwierigkeiten zu überwinden geben wird, wenn es dazu kommen sollte, daß auch wir als Mitbewerber in fremden Welttheilen auftreten, denn der gewisse sprichwörtlich gewordene österreichische Pessimismus wird auch da lähmend wirken, wo es sich nur darum handelt, daß wir zugreifen, während er es ganz begreiflich findet, daß alle Anderen zugreifen. Mit welchem Rechte sagen wir: „Wir haben dazu kein Talent, überlassen wir es lieber den Anderen?“ Stellen wir uns damit nicht ein Armuthszeugniß aus? Uns fehlt aber der Glaube an uns selbst, weil die Lehren der Vergangenheit, die deutlich genug zeigen, welchen Aufschwunges und welcher Leistungen unser Volk fähig ist, zu wenig gekannt und zu wenig gewürdigt werden.

Ohne Angabe von Gründen werfen die Meisten nur mit Schlagworten, wie „Abenteuerer-Politik“, „Colonialfieber“ u. s. w. herum und empfinden es fast als persönliche Beleidigung, wenn man sich nicht



mit ihnen auf den Standpunkt des Sprichwortes: „Bleib' im Lande und nähre dich redlich“ stellt, wobei sie aber übersehen, daß die Bedingungen, unter denen das Sprichwort entstanden ist, heute nicht mehr gelten. Die praktische Verwerthung der naturwissenschaftlichen Forschung hat die Begriffe von Raum und Zeit und damit die Culturzustände wesentlich modificirt; wir leben in einer Zeit der großartigsten geistigen Bewegung, überall finden wir die Keime neuer Ideen, es eröffnen sich neue Perspektiven, die unsere Vorväter auch nicht ahnen konnten, und wenn wir heute zum Theile den idealen Schwung früherer Zeiten entbehren müssen, so drängt die Gegenwart mit ihrer Anerkennung des Wirklichen umsomehr zur Bethätigung der Kraft. Auch die Völker können sich dem Einflusse des Zeitgeistes nicht entziehen und müssen im Interesse der Selbsterhaltung neue und ergiebige Kraftquellen suchen. Daß aber Colonien eine solche sind, ist zu erkennen aus ihren Wirkungen, sowie aus der Hast, mit welcher jeder Staat sich seinen Antheil daran zu sichern sucht.

Bei dieser Gelegenheit sei eine kleine Abschweifung vom eigentlichen Thema gestattet.

Es gilt fast allgemein als Dogma, daß nur die Engländer berufen seien, Colonien zu erwerben. Es soll nicht geleugnet werden, daß sie in praktischer Beziehung vor anderen Nationen gewisse Vorzüge besitzen, die sich durch die jahrhundertelange Colonisirungsarbeit bei ihnen nothwendigerweise entwickeln mußten, daß sie insbesondere mit geschäftlichem Scharfblicke die besten Stellen und die beste Art der Landausnützung herausfinden, ihr Ziel mit der ganzen Zähigkeit eines Handelsvolkes verfolgen und im gegebenen Momente alle Kraft einsetzen, um das für werthvoll Erkannte auch festzuhalten.

Jede Colonisirung ist aber eine doppelte Culturarbeit, und zwar in Beziehung auf den Grund und Boden und in Beziehung auf die Bewohner. Bei aller Anerkennung des Geschickes, das die Engländer in der ersten Richtung bekunden, muß ihnen in der zweiten die Befähigung oder der Wille abgesprochen werden.

Große Zwecke können nur durch große Mittel erreicht werden, und darum wird kein Kenner der Geschichte darüber klagen, daß die Fortschritte in der Culturentwicklung der Menschheit über Leichenfelder geführt haben; aber ebensowenig wird sich Jemand finden, der eine Politik vertheidigen wird, welche in dem Principe gipfelt, daß der Handel geschützt werden müsse, und sollte auch das Volk vernichtet werden. Und dieses Princip haben die Engländer mit einer über jedes

Bedürfniß hinausgehenden Härte in allen ihren Colonien durchgeführt, während sie es in keiner einzigen versucht haben, das geistige und moralische Niveau der Eingeborenen zu heben. Daß dem so ist, ließe sich durch zahlreiche Stellen, zumeist aus Werken englischer Historiker selbst nachweisen, es dürfte aber der Hinweis darauf genügen, daß Burke von einem systematischen Bruche der Verträge spricht, „der die britische Treue im Osten zum Sprichwort gemacht hat“, daß sich Macaulay über die indische Verwaltung äußert: „Sie glich eher der Regierung böser Geister, als der Regierung menschlicher Tyrannen“; es dürfte ferner genügen, hinzuweisen auf die Behandlung der Irländer, auf die Vernichtung der Salzindustrie von Driffa, welche den Hungertod von fast 1,500.000 Menschen zur Folge hatte, auf den Opiumkrieg, auf Jamaika, Südafrika u. s. w. u. s. w., um aus alledem England als den „Träger einer großartigen Culturtaufgabe“ zu erkennen, das selbe England, dessen System Campbell kennzeichnet mit dem einen Satze: „Je länger wir eine Provinz besitzen, desto gewöhnlicher und allgemeiner wird der Meineid“.

Vor einem Jahre wurde durch Strikes in Indien die Vorschrift erzwungen, daß Kinder vor dem vollendeten sechsten Jahre nicht zur Fabriksarbeit verwendet werden dürfen; dafür wurde auch im December 1889 in einem öffentlichen Vortrage in Oxford versichert: „Wir haben in Indien unser bestes Herzblut für die Erleuchtung und Veredlung des Hindugeistes hingegeben.“ — Im Jahre 1866 schrieb Chapman, die Bevölkerung der aufzuschließenden Länder müsse im Zweifel sein, „ob es unsere Bibeln oder unser Commistuch, unsere Baumwolle oder unser Christenthum sei, das uns ihnen aufzudrängen am meisten angelegen ist, und es mag so der Versuch, sie zur Annahme eines falschen Christenthums und der Shoddyfabriken mittelst der Bajonette und Kanonen zu zwingen, nicht viel Aussicht auf bleibenden Erfolg bieten.“

So urtheilen die Engländer selbst über die Culturarbeit ihrer Landsleute, und leicht ließen sich noch Hunderte von solchen Beispielen anführen. Und der Premierminister desselben England hatte 1880 die Kühnheit zu sagen: „Auf der ganzen Weltkarte giebt es keinen Fleck, auf den Ihr Euere Finger legen könntet und sagen: Hier hat Oesterreich Gutes gethan.“ Nun, wenn nach englischen Begriffen „Gutes thun“ heißt, den Handel und die Industrie anderer Nationen gänzlich zu ruiniren und die Existenz von Millionen zu vernichten, wenn das „gut“ sein soll, alle Machtmittel der Civilisation aufzubieten, um un-

wissende Naturvölker auf grausame Weise vom Erdboden zu vertilgen, so verzichtet Oesterreich gerne darauf, denn es ist sich bewußt, die Fähigkeit zu besitzen, wirklich Gutes zu thun, und hat auch die Kraft, es zu vollbringen.

Kehren wir zu den Gründen zurück, welche gegen die Erwerbung von Colonien angeführt werden, so begegnen wir vor Allem der Behauptung, sie seien kostspielig und ihre Verwaltung verursache dem Mutterlande beständige Kosten. Der erste Einwand ist unberechtigt, wie schon früher bei der Besprechung des Capitalerfordernisses dargethan wurde, und der zweite wird dadurch hinfällig, daß in der Gegenwart die ganz richtige Norm aufgestellt wurde, die Colonie habe für die Verwaltungskosten selbst aufzukommen.

Weiter wird dagegen angeführt, daß, sobald Colonien eine gewisse Höhe der Entwicklung erreicht haben, sie sich vom Mutterlande los-sagen. Der Fall ist wohl schon sehr häufig vorgekommen, aber da war es gewiß nur die Schuld des Mutterlandes selbst. Wenn man die Colonie ohne Rücksicht auf ihre Productionskraft wie einen Schwamm auspreßt, wenn man die Entstehung von Industrien gewaltfam verhindert, <sup>1)</sup> ohne Kenntniß der dortigen Verhältnisse von Europa aus regiert und nichtsnutzige, aber protegirte Subjecte als Verwaltungsbeamte hinschickt, dann darf man sich nicht wundern, wenn die Colonisten mit den Eingeborenen gemeinsame Sache machen und das drückende Joch abwerfen. Eine Colonie dagegen, welche gesunde Beziehungen mit dem Mutterlande unterhält, nach den Grundsätzen der Interessengemeinsamkeit verwaltet wird, und in welcher die Eingeborenen durch eine vernünftige Erziehung zu Culturwesen herangebildet werden, die wird keine Selbstständigkeit anstreben, welche sie der werthvollen Unterstützung des europäischen Stammlandes berauben könnte.

Die Zahl Jener, welche diese Bedenken vorbringen, wird auch immer geringer, denn die Erkenntniß, daß die meisten Staats- und Gesellschaftsfragen auf dem Gebiete der Colonialpolitik gelöst werden, ist schon in weite Kreise eingedrungen — dagegen wird in neuester Zeit vielfach auf politische Gefahren hingewiesen.

Oesterreich-Ungarn sei vorherrschend Binnenland mit wenig geschützten Grenzen und sei von nationalen Großstaaten umgeben, von denen jeder einzelne nur die Gelegenheit abwarte, sich auf Kosten der Monarchie zu vergrößern, daher es nothwendig sei, die Kräfte beisammen

<sup>1)</sup> Lord Chatham erklärte, daß er den Colonisten nicht einmal erlauben werde, einen Hufnagel zu schmieden.

zu halten und eine Zersplitterung der Staatsinteressen zu vermeiden. Gerade dieser Umstand aber weist uns darauf an, die realen Machtmittel des Staates nach Möglichkeit zu vermehren. Die politisch-geographische Lage Oesterreich-Ungarns ist eine ungünstige und fordert, daß der Staat alles aufbiete, um seinem Heere eine numerische Stärke und eine Kriegstüchtigkeit zu geben, daß es keiner europäischen Armee irgendwie nachstehe. Dazu ist aber vor Allem nothwendig, daß die Staatseinnahmen derart seien, um alle Heereserfordernisse auch wirklich decken zu können, und es wurde schon früher gezeigt, daß für solche Zwecke Colonialbesitz ein sehr werthvolles, ja unersetzliches Mittel sei. Niemand wird verlangen, daß Oesterreich-Ungarn einen Theil seiner Militärmacht nach fremden Welttheilen instradire; auch kann nicht vorausgesetzt werden, daß der Abgang an Menschenmaterial größer sein werde, als er es durch die bestehende Auswanderung heute thatsächlich ist.

Ebenso grundlos ist auch die Befürchtung, daß die Monarchie durch auswärtigen Besitz mit anderen Mächten in Conflict kommen könne. Collisionen kommen auch ohne Colonien vor, da kein europäischer Staat darauf verzichten kann, seinen außerhalb des Staatsgebietes befindlichen Bürgern Schutz angedeihen zu lassen, und es ist durchaus nicht anzunehmen, daß irgend ein Staat überseeischer Gebiete wegen einen ernstern Streitfall provociren könnte, wenn auch oft und laut genug gedroht und gerasselt wird. Im Uebrigen kann nur ausgesprochenener Kleinmuth auf effective Vortheile verzichten, „weil einmal etwas geschehen könnte“; da müßte man aus derselben Ursache und mit mehr Recht das Turnen verbieten, weil man sich dabei möglicherweise ein Bein oder einen Arm brechen kann. Die Zaghastigkeit hat eben nicht nur ihre eigene Optik und Akustik, sie hat auch ihre eigene Logik.

Nicht mehr Bedeutung kann der dritten Einwendung beigemessen werden, daß nämlich im Falle eines Krieges die Colonien verloren gehen können. Europäische Kriege werden in Europa entschieden und hängt von ihrem Ausgange die Behauptung des auswärtigen Besitzes ab; auf jeden Fall aber wird der mehr Chancen für sich haben, der durch den Besitz von Colonien seine Machtelemente gestärkt hat, als der, welcher im Hinblick auf die Möglichkeit eines Verlustes seine materiellen Interessen vernachlässigt.

Damit sind jedoch die Einwürfe noch nicht erschöpft. So wird weiter behauptet, daß das Leben in den Tropen und der unausgesetzte

Berkehr mit den zurückgebliebenen Menschenracen auf die socialen Verhältnisse des Mutterlandes nur schädlich wirken könne, daß durch die fast ausschließliche Verwendung von Männern die Zahl der ehelichen Verbindungen zurückgehen werde u. s. w., alles Einwürfe, die durch einfache Ueberlegung ad absurdum geführt werden können.

Gerade so wie die Gegner colonialer Unternehmungen in ihrer Abneigung zu weit gehen und das Fruchtbare und Gesunde darin nicht anerkennen wollen, gerade so wird auch auf der anderen Seite von den Anhängern dieser Idee das richtige Mittelmaß überschritten in Betreff der Hoffnungen, die sie auf Colonien setzen.

Nicht jedes coloniale Unternehmen muß gelingen, denn wenn auch grobe Fehler, wie ungenügendes Capital, ungeeignetes Terrain, ungeschickte Leitung zc., vermieden werden, so können schon aus minder wichtigen Ursachen (Unbeholfenheit und Eigensinn der Colonisten, innere Streitigkeiten u. s. w.) die bestangelegten Pläne scheitern.

Eine große Gefahr für alle solche Unternehmungen liegt in der Ungeduld des großen Publicums, das in nervöser Aufregung die Entwicklung nicht abwarten kann und mit der Saat auch schon die Ernte erhofft, als ob die Cultivirung eines Landes eine Sache von Monaten wäre. Die Anlage von Factoreien und Versuchsplantagen, das Anknüpfen von Handelsverbindungen, das Studium der anbaufähigen Pflanzen, das Entsumpfen und Bewässern, die Herstellung von Communicationen, kurz, der ganze Proceß, der aus dem noch unberührten Boden Culturland macht, erfordert eine Summe von Fleiß, Mühe, Ausdauer und Vertrauen, von dem sich der Mitteleuropäer kaum die richtige Vorstellung machen kann, und ist daher das Verlangen, unmittelbar nach der Besiedelung auch schon Erfolge verzeichnen zu wollen, ein höchst unbilliges.

Auch betreffs der Größe des zu erzielenden Nutzens herrschen oft solche Anschauungen, die zumeist davon herrühren, daß man jeden Boden in der heißen Zone für unermesslich fruchtbar hält und nicht bedenkt, daß es auch da große Strecken giebt, die absolut steril sind, andere wieder, die bedeutender Capitalien und einer tüchtigen und verständigen Arbeit bedürfen, ehe sie einen solchen Ertrag geben, wie man ihn in der Regel mit dem Begriffe eines exotischen Landes verbindet. Es ist daher nothwendig, zu hoch gespannte Erwartungen herabzustimmen, wenn es auch einzelne Colonien giebt, wie Ceylon, Sava, Neuseeland u. a., welche auch die kühnsten Hoffnungen weit übertroffen haben.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

## Bu meiner Beit.

Aufzeichnungen von Adolf Pichler.

In den Tagen des Vormärz regte sich in Tirol ein geistiges Leben, wie schwerlich in einer anderen Provinz des weiten Oesterreich. Manche Blätter haben sich erhalten, welche uns ein Bild der Zeit und der Männer geben können, welche damals wirkten und auch jetzt noch nicht vergessen sind. Wenn auch das heutige Geschlecht von ganz anderen Einflüssen bewegt ist, so dürften dennoch einige Mittheilungen aus der Zeit der Väter, einige Silhouetten nicht unwillkommen, ja als Geschichte, in der wir wurzeln, berechtigt sein.

\* \* \*

Cornelie Schuler, die Tochter eines juridischen Professors an der Universität Innsbruck, war am 1. Februar 1824 geboren. Nach dem Tode ihres Vaters bildete das Haus ihres älteren Bruder Johannes, welcher im October 1857 verschied, den Mittelpunkt aller geistigen Strömungen in Tirol, so daß sein Name mit der Geschichte des Landes verwachsen bleibt. Hier verkehrte das kleine Fräulein mit den unansehnlichen, aber sympathischen Gesichtszügen, wenn es aus Salzburg, wo die Mutter wohnte, zum Besuche kam und lernte die Freunde des Bruders, einen Ruf, Nix, Stotter und so manche Berühmtheit kennen. Aufmerksam auf alles, eignete sie sich eine tiefe Bildung an, welche sich nicht blos auf die Bellettristik, sondern auch auf Geschichte erstreckte. Ich lernte sie 1842 kennen und als ich im Mai dieses Jahres das erste Mal ihr die Hand zum Gruß reichte, ahnte ich nicht, daß sich ein

langjähriger Bund für das ganze Leben daran knüpfte. Schnell erkannte ich ihre geistige Bedeutung, die sich so schön in ihren Briefen ausdrückte.

Ihr Urtheil entschied langsam, aber klar und bestimmt, sie hatte ein feines Gefühl für das Vergängliche und Bleibende in der Literatur. Nach dem Tode ihrer Schwester Mathilde, 1877, der Wittve des Fabrikleiters Joseph Ganahl, lebte sie einsam und zurückgezogen; zu Innsbruck hatten nicht Viele eine Ahnung, welch hoher Geist in diesem gebrechlichen, durch Krankheit entstellten Körper walte, welche reine Humanität, die sich auch im Stillen durch Thaten bewährte! — Ihr Herz war edel und heilig, forderte nichts für sich und that alles für Andere. Sie griff nie ins Weite, mit jedem Schicksal glich sie sich in der stillen Tiefe ihres Gemüthes aus. Ihre Leiden ließen das Nahen des Todes voraussehen, sie starb mit dem ruhigen Bewußtsein der Weisen am 24. Juni 1883 um 12 $\frac{1}{2}$  Uhr Mittags.

Ihr Gedächtniß, die Erinnerung an die treue Freundschaft, die sie mir, der ich oft schwer zu behandeln war, durch vier Jahrzehnte unerschütterlich bewahrte, soll nie erlöschen, bis ich meine alten Augen schließe.

Was bis jetzt von ihren Briefen gedruckt wurde, erregte den lebhaften Antheil aller Gebildeten, den ich wohl auch für die Reihe, welche ich hier mittheile, hoffen darf. Auch Einiges von Freunden mag hier als Beitrag zur Zeitgeschichte einen Platz finden.

Die Mittheilungen beginnen mit dem 7. August 1842, als ich mich zu Ruffstein für die Fahrt nach Wien rüstete, wo ich mit Adolph Purtscher Medicin studiren wollte.

### I. An Cornelia.

Ihren ersten Brief habe ich nicht erhalten, so beantworte ich den, der vorgestern in meine Hände kam. Ich habe viel freie Zeit, täglich 24 Stunden, und doch fehlt mir alle Lust zur Feder. Aus langer Weile wär' ich bei diesem trüben Wetter bald Moralist geworden; ich blättere im Pascal, kam jedoch nicht über die Stelle hinaus: „La vertu d'un homme ne doit pas se mesurer par ses efforts, mais par ce, qu'il fait d'ordinaire.“ — Ein deutscher Philosoph, der berühmte Hegel, sagt irgendwo: „Das Gewöhnliche ist das Vernünftige.“ — Das ist in anderer Weise der Spruch Pascal's. Könnte man nicht auch sagen: „Das Natürliche ist das Vernünftige?“ — Was aus der Natur eines Jeden entspringt, darnach soll man ihn beurtheilen;

das, wozu man nicht geschaffen ist, macht man schlecht und die Menschen rechnen es uns als Fehler an. Welche Listelei! — Zu Ruffstein erwartete mich eine kleine Freude. Hinter dem Zellerberg zieht von der Nagelburg eine prächtige, alte Lindenallee zum Portiunculakirchlein, wo einst meine Eltern getraut wurden. Nur an einem Jahrmarkt herrscht hier reges Leben, sonst stört uns hier selten Jemand. Unter diesen Bäumen habe ich ein Lieblingsplätzchen mit der Aussicht auf den Schrofen des Pendlung und die waldigen Maistallerberge im Hintergrunde, und zur Seite die Thäler. Als ich heuer zum ersten Male hinkam, fand ich eine Rasenbank roh zusammengesüßt. Bald darauf sprang ein Bube daher und begrüßte mich lachend. Ich ließ ihn voriges Jahr oft mit mir laufen, erzählte ihm und lehrte ihn mancherlei aus dem Stegreif. Ich hatte ihn vergessen; er aber mich nicht und das war von ihm besser als von mir. „Die Bank,“ sagte er, „hab' ich gebaut; Sie sind immer auf diesem Platz gesessen; ich habe den Tag Ihrer Ankunft erfragt, und dann fleißig gearbeitet.“

Heute war der erste reine Tag, daß ich auf die Berge steigen konnte. Es bleibt mir nicht viel Zeit mehr; in Tirol wünschte ich wenigstens den Himmel heiter.

Ruffstein, 7. August 1842.

Ihr

Bichler.

## II. Ich an Sebastian Ruf.

Für die Bücher Dank; einen Theil hier zurück. Lammenais kenne ich schon früher; Wienberg schreibt flüchtig, ich habe ihn ebenso flüchtig gelesen, als er es verdient.

Klagen Sie mich nicht als Mörder an; es giebt heuer in hiesiger Gegend sehr wenig Wild und zum trockenen Brot schmeckt hie und da ein Braten sehr wohl.

Ich habe Flier's Aufsatz in den „Katholischen Blättern“ gelesen. Beiläufig bin ich kein Freund von dieser Verhimmlung der Kunst, welche stets dort das Größte leistete, wo sie sich aus den typischen Windeln des Cultus loswickelte, wenn sie auch noch religiös blieb.

Wenn wir nur aus dieses Thales Gründen den Ausweg fänden! Aber wie? — Dieser Herrgott Guerer frommen Aesthetiker kommt mir vor wie das Aderlaßmännchen im Bauernkalender: Alles strömt von ihm aus und das Ausgeströmte ist zwar an sich schön, aber doch in Bezug auf Gott schlechter als er. — Diese Leute sehen blinzeln die Herrlichkeit der Welt und getrauen sich dennoch nicht Gott in



die Welt und die Welt in Gott zu setzen. Da hatte Goethe weitere Augen, oder auch um Dir zu entsprechen: der heilige Paulus!

Meine Abreise ist nahe. Da ich den Tag nicht genau anzugeben weiß, so bitte ich mit der Antwort zu warten, bis ich die Adresse aus Wien schreibe.

Ruffstein, 4. September 1842.

Ihr

Bichler.

### III. An Cornelia.

Sie haben den Bergen die Botschaft gegeben; ich sende Ihnen in der Blume mein Wort; was bedeutet die schlichte vertrocknete Zeitlose? Die Ferien sind fast zu Ende. Ich habe mich sehr viel im Gebirge umgetrieben: Zeugniß dessen die zwei Gedichte: „Aussicht“ und „Der Wildschütz“. Sie sollten mich nur sehen: jonnenbraun, bärtig und zerrissen, so recht ein Gesell aus dem Räuber Moor. Neulich ramnte ich, den Stützen über die Achsel, an einer Frau mit dem Kinde vorbei. Dieses rief: „Wau, wau!“ — Ich mußte herzlich lachen.

Gegenwärtig treffe ich die Vorbereitungen zur Abreise. Von den Bergen scheidet mich ungern; mir ist, als habe mein Herz wie eine alte Tanne mit tausend Wurzeln darin. Es ist eine schöne Treue, die wir der Natur weihen. — Ja, das Natürliche ist das Vernünftige! bleiben Sie stets auf diesem Wege; wem die Natur nicht mehr in die Seele spricht, der ist verloren für Gott und die Welt.

Ihr Bruder will: ich soll Einiges in einen ausländischen Almanach geben; da ich es ihm nicht versagen konnte, schrieb ich etliche Gedichte ab. Freilich bin ich mit mir selbst nicht mehr recht zufrieden; frühere Arbeiten genügen mir nach Inhalt und Form nur noch selten; ich fühle deutlich das Regen neuer Reime.

Daß ich nicht nach Salzburg komme!

Wie sehr würde es mich freuen, noch einmal mit Ihnen zu sprechen. Die Richtung meines Weges gestattet es nicht. Bald werde ich hinabschiffen auf Inn und Donau in die Fremde. Mögen die Götter meinen Eintritt in Wien segnen; ich kenne keine freundliche Seele dort; bleiben Sie mir deswegen wohlgesinnt und schreiben Sie bald.

Ruffstein, 16. September 1842.

Ihr

Bichler.

\* \* \*

Allmählich wurden die Tage kühler, die Bäume begannen zu verfalten und in den Wäldern sammelten sich die Zugvögel. Purtscher erwartete mich zu Innsbruck, wo ich noch Manches zu erledigen hatte. Dann war unser Bündel bald geschnürt. Um wohlfeiler zu reisen, mietheten wir zu Hall Plätze auf einem Frachtschiff. Nachmittags am 20. September stiegen wir bei sehr launischem Wetter an Bord. Nach kurzem Gebet kappten die Fergen laut rufend das Tau und schoben die Platte mit Stangen vom Riese los: Gruß und Gegengruß vom Ufer zum Ufer; — rasch glitt das Schiff in der wilden Strömung des Inn fort. Hinter uns blauer Himmel, vor uns düstere Wolken, auf deren dunklen Grund sich quer über den Strom ein Himmelsring spannte. Meine Seele erfüllte Wehmuth, da schaute ich um und mußte unwillkürlich hell auflachen.

Wie Gilda Harold, als er sein:

Adieu, adieu my native land!

über die Bogen hinausging, stand Purtscher im Aug eine Thräne auf dem Deck, bereits an einem mächtigen Stück des Gughupfes nagend, das mir meine gute Tante als letzte Gabe eingepackt. Die Morgen waren kühl und neblig, so griffen wir zum Ruder und arbeiteten wacker mit, dafür zahlten wir auch nur zwei Gulden Fahrgeld. Weil untermittags nicht gelandet wurde, versahen wir uns in der Frühe mit Lebensmitteln und Holz, welches wir meistens in einer Au, ohne lang zu fragen, von den Bäumen brachen oder von einem Spreuhaufen weg schleppten, und ich kochte dann auf dem Verdecke. Purtscher lag, wenn die Sonne schien, auf dem Bretterdache und las mir am Herd, während wir an den schönen und großartigen Landschaften vorüberfuhren, aus der Odyssee vor, bisweilen langte er auch mit einer Zinke in den brodelnden Topf, um sich ein Stück Fleisch aufzuspießen. So erreichten wir in zehn Tagen die alte Kaiserstadt. Als wir um den Kahlenberg biegend zum ersten Mal den mächtigen Stephansdom erblickten, erfaßte uns ein banges Vorgefühl, das jedoch bald der muthigen Hoffnung der Jugend wich.

Wir landeten. Also in Wien! Ich ging vom Schanzel durch das Fischthor auf den Salzgras und blickte bekümmert in das Gewoge der engen Straßen. Endlich fragte ich einen Schuster, der ein paar Stiefel trug, nach der Universität. Da er gleichen Weges war, hieß er mich freundlich mitgehen. Auf der Aula traf ich einen Landsmann, der im Gefühle der Verlassenheit mit einem langen traurigen Gesicht die Anschläge auf dem schwarzen Brett betrachtete. Hoherfreut durch

meinen Gruß reichte er mir die Hand; auch er war, um Medicin zu studiren, nach Wien gereist und am nämlichen Morgen eingetroffen. Wir gingen auf die Landstraße, wo die meisten unserer Collegen zu wohnen pflegten, und mietheten uns ein bescheidenes Zimmer unweit der Pfarrkirche. Das kostete damals für den Monat fünf Gulden; den Titel „Doctor“ erhielten wir *anticipando* von der Quartierfrau gratis. Ueber meine Schicksale in Wien verweise ich auf eine Reihe von Briefen; sie geben, da sie unmittelbar aus der Zeit reden, ein viel treueres Bild von Menschen und Dingen, als ich es nachträglich zu entwerfen im Stande wäre.

Die Weitläufigkeit dieser Mittheilungen entschuldigt wohl Jeder mit Nachsicht, der bedenkt, daß sie aus den wichtigen Jahren stammen, wo der Jüngling dem Mann entgegenreift. Meinen Genossen thue ich vielleicht einen Gefallen, wenn ich ihnen Tage, wo das Morgenroth einer neuen Zukunft am Himmel stand, wieder zurückrufe. Reich an Erfahrung und vielgeprüft kann sich nun Jeder die Sache leicht nach ihrer Wirklichkeit zurechtlegen, deren Größe und Verhältnisse, Eitelkeit und Ueberspannung der Jugend verzeichnete und jenes Selbstgefühl, das in der Periode, wo die Phantasie den ganzen Ideenkreis des Menschen bestimmt, unrichtig färbte. Ich aber will im einfachen Studirzimmer, sinnend über so viel zerronnenen Hoffnungen, so viel verlorene Kraft und Zeit das Glück jener goldenen Tage noch einmal in der Erinnerung nachgenießen.

Sa, wir hatten eine Jugend, denn wir waren Idealisten! Darum führe ich dem heutigen Geschlecht, das realistisch aus dem Tag in den Tag geht, diese Bilder vor, daß es erfahre, wie die Väter träumten, liebten und schwärmten, und wünsche ihm eine Zukunft voll heller Morgensterne.

Ihr sollt uns sehen, wie wir waren und wenn die Schellenkappe Parzival's um unsere Ohren klingelt, so möget Ihr immerhin spöttisch lächeln, vielleicht beneidet Ihr uns trotz Eurer Altklugheit.

#### Gornelie an mich.

Ich möchte Sie in Wien willkommen heißen durch dies Blatt und Ihnen sagen: die Götter werden Deinen Eintritt segnen; ich hoffe es zuversichtlich. Dürfte ich Ihre Botschaft nach meinem Wunsche deuten, so spricht sie von zeitenloser Freundschaft und wohl ist die Zeitlose, der letzte Schmuck der Flur, ihr Sinnbild.

Victoria ist wieder vom Gebirge zurück; am gleichen Tag, wo ich Ihren Brief erhielt, brachte mir ihr Bruder die Nachricht, daß sie mich besuchen werde. Nun sind wir Abends gewöhnlich beisammen; ich weiß nicht mehr, wie sie auf diesen Gegenstand kam: sie sagte: „ich möchte nichts herausgeben, denn ich würde schreiben, was ich fühle nicht was ich denke, und ich könnte keine Kritik darüber ertragen“. Ich kann diesen Grund nicht anerkennen und gebe Johann recht, daß er in sie dringt, etwas zu veröffentlichen.

Neulich las ich meiner Mutter Manfred vor. Ich möchte gern Ihre Ansicht von diesem Werk ausführlicher hören, als Sie dieselbe in Innsbruck aussprachen. Man vergleicht ihn oft mit Faust; ich finde wenig Gemeinsames zwischen Beiden. Vielleicht verstehe ich ihn nicht ganz; sehen Sie, wie sehr ich Ihrer bedürfte; überall fehlen Sie mir. Früher glaubte ich, man könne aus Büchern ebensoviel lernen als durch mündlichen Unterricht; erst jetzt kenne ich den großen Unterschied zwischen dem todten Buchstaben und dem lebendigen Wort.

Glauben Sie nicht, daß der Ort, wo wir aufwachsen, großen Einfluß auf unsere Denkungsart und Entwicklung habe? Ich meine, ich würde anders sein, wenn ich nicht nach Salzburg gekommen wäre: vernünftiger, also besser. Für Ihre Gedichte danke ich Ihnen; lieber wäre es mir, der „Schütz“ wäre nicht so von trüben Nebeln umgeben. Gute Nacht; Gott segne Sie.

#### An Cornelia.

Schon dachte ich: der gute Meister ist aus der Erinnerung hinausgetanzt.

Als ich meinen Brief auf die Post trug, traf ich dort Ihre Zeilen, die meine Wohnung nicht aufgefunden. So kehrte ich zurück und lege ein neues Blatt bei. Zufällig erfuhr ich: „Cornelia will in das Kloster.“ Warum haben Sie mir nie von diesem Plane gesprochen? Muß ich Ihnen erst sagen, daß ich an Allem, was Sie berührt, innigen Antheil nehme? Wohl hätte ich das Recht zu Vorwürfen, daß Sie einem Freund so wenig vertrauen.

Von Victorien sollten Sie mir wohl mehr schreiben; Sie sprachen nie ein Wort von ihr, so daß ich sie gar nicht kenne. — Sie wollen meine Ansicht über Manfred? Es ist wohl schon länger her, daß ich ihn las; alles schwindet mir wie in einem Nebel zurück. In Einzelnes kann ich daher nicht mit Sicherheit eingehen und muß mich auf das Allgemeinste beschränken.

Zwischen Faust und Manfred ist das Gemeinsame mehr scheinbar als wirklich; darin hat Sie ein sehr richtiges Gefühl geleitet. Manfred ist schuldbehaftet, hingegeben in die Gewalt seines düsteren Geistes, der ihn die schrecklichen Kräfte der Natur aufsuchen läßt aus der Tiefe und der Fluch lastet auf ihm: nie mehr Befriedigung zu finden. Faust dagegen erscheint als ein geistig Ringender; er hat nicht in der Welt gesündigt; sein Fluch ist, daß er abgewendet von dieser im Grau der Speculation lebte und den reichen Inhalt des Gemüthes mit der Wirklichkeit nicht ins Gleichgewicht zu setzen vermochte. Er ist ein Deutscher im wahrsten Sinne des Wortes; nicht im Stande, die höchsten Aufgaben des Daseins zu lösen, baut er das Jenseits in das Diesseits; er ist Geist, darum wendet er sich an den Tod um Aufschluß; er ist Gefühl, darum zieht ihm das Osterlied den Becher vom Mund. In Manfred's Monolog spricht das Gewissen eines furchtbaren Mannes und er ruft in Verzweiflung: „Der Antwort schrecklichste ist doch das Grab!“ Manfred ist ein abgerissenes Höllenbild; man sollte ihn zu Goethe's Faust, der die Erde durchstrebt und den Satan selbst nicht vom Himmel reißen kann, gar nicht in Gegensatz stellen, höchstens zum Faust Lenau's mit seinen wundervollen Nachtgemälden.

Sie haben Recht: die irdische Umgebung bedingt das Wachsthum unseres Wesens. Ich merke das zu Wien. Noch bin ich nicht zur Ruhe gekommen, das Treiben um mich herum hat mich nur verwirrt, allein ich will die Goldkörner der Erfahrung suchen und der Baum des Lebens soll mir nicht ohne Frucht bleiben.

Die Frauen gefallen mir nicht sehr; was ich in besserer Gesellschaft kennen lernte, scheint angeweht vom Scirocco des Genusses, eines Genusses ohne Geist. Diese Weiber sind fertig; ich bin es noch nicht, hie und da fühl' ich mich als weltunerfahrener Tirolerwastel, schäme mich, werde verschüchtert und schließlich ausgelacht — auch noch von meinen Kameraden. Da machen sich neben dem Idealismus, der uns in Tirol wolkenan zog, noch ganz andere Mächte geltend. Jüngst waren wir vor der Linie. Ging es da zu! Der halbgegohrne Wein schäumte in den Bechern nicht toller als die Lust in den Köpfen dieses Völkchens. Endlich Tanz! Meine Landsleute sprangen mitten hinein und ich — mir wirbelte vom Zuschauen und doch kannte ich auf den wildesten Schrofen keinen Schwindel.

Heut war ich bei dem berühmten Gelehrten Endlicher; wir sprachen von Botanik; ich dachte dabei an Alpenrosen und Murikeln, welche ich meinen Freundinnen vom Joch gebracht.

Neulich im Hoftheater Halm's Sohn der Wildniß. Ich hielt es trotz des trefflichen Spieles kaum bis zum Schlusse aus. Welch ein großartiger Stoff ist hier zur Komödie verpfuscht, oder besser, welche großartige Idee.

Ich vermuthe wenigstens, es sei die Absicht des Dichters gewesen, die höhere Berechtigung der Cultur über den urkräftigen Naturzustand dramatisch darzuthun, wie es „das eleusinische Fest“ episch=lyrisch thut.

Dazu Hellenen= und Tektosagen! Halm hat es so weit gebracht, wie etwa Claren in anderer Form: ein ungezogener Corpsbursch verliebt sich, wird Praktikant und Philister in einem Bureau. Gott wird den braven Jüngling bei seiner Bekehrung nicht verlassen und ihm zum Amte reichen Kindersegel gewähren. Der ungeheure Beifall, den dieses Stück hier fand, hat mich zum Theil über das hiesige Publicum aufgeklärt. Aber gemacht ist es sehr gut, da könnte man lernen! Ich muß schließen, sonst komme ich vom Hundertsten ins Tausende.

Wien, 20. October 1842.

Ihr

Pichler.

Hier ungefähr ist ein Brief von Johann Schuler einzuschalten. Der bekannte Advocat Dr. Andreas Gredler, dem ich empfohlen war, suchte mich in meinem Entschlusse, Medicin zu studiren, zu erschüttern, um mich wieder dem Jus zu gewinnen; das hatte ich nach Innsbruck geschrieben und nebenbei auch angedeutet: „Die Besorgniß, daß mich die Entbehrung der Genüsse, welche im Capua der Geister sich üppig aufdrängen, unzufrieden machen werde, sei völlig ungerechtfertigt, weil ich über mein bescheidenes Dasein hinaus, welches mir die geistige Arbeit ermögliche, eben nichts verlange.“ Darauf bezieht sich der folgende Brief:

J. Schuler an mich.

Lieber Adolfsus!

Ihr letzter Brief hat mich recht erfreut; er zeugt von Zusammengekommensein, Muth und milder Kraft. Muth und Kraft sind zwei treffliche Ruder, um die Wogen eines auch widrigen Meeres zu bezwingen. O Freund! Danken Sie Gott alle Tage für die Frische der Jugend; fühlen Sie es innig und mächtig, daß noch ein ganzes reiches Leben vor Ihnen liegt und breiten Sie über diese weite Aussicht den goldenen Glanz aller feurigen Jugendhoffnungen, denn die Jugend ist so schön, weil sie die Zeit der Hoffnung ist. Das Mannesalter ist die

Zeit der Resignation und es ist so schwer, sich in sie zu finden, wenn man sich sagen muß, daß zwischen der Jugend und dem Tode nur eine unabsehbare Reihe von Täuschungen liegt. Dieses Bewußtsein raubt alle Kraft und allen Lebensmuth, möge es recht lange von Ihnen ferne bleiben. — Schreiben Sie mir nur oft, der frische Jugendhauch Ihrer Briefe erfrischt mich; er zaubert mir lang entschwundene Bilder zurück, mit dem regsten und liebevollsten Antheil verfolge ich Ihren Entwicklungsgang.

Wenn Sie vom juridischen Studium dieselbe Ansicht hegten, wie ich sie jetzt hege, so hätten Sie gewiß nicht schlecht gethan, Dr. Gredler's Act zu folgen. Auch ich verachtete einst die Juristerei als banale Philisterei, erst in späteren Zeiten bin ich durch die abstoßende Schale zur Kenntniß des tüchtigen Kernes gekommen und zu der Ueberzeugung, wie viel trefflicher auf dieser Bahn ein tüchtiger Mann wirken könne. Aber quemcunq; sua fata trahunt! Man kann keinem Zweiten eine Ueberzeugung einstopfen, jede will selbst gelebt sein, darum studiren Sie in Gottesnamen weiter auf die Medicin los!

Ihr

Schüler.

---

(Fortsetzung folgt.)

## Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Das erste Jahr des Deutschen Volkstheaters liegt hinter uns und so können wir heute von Thatsachen berichten, während wir früher Erwartungen und Wünsche auszusprechen hatten. An einem mannigfaltigen Repertoire hat es die junge Bühne nicht fehlen lassen, ja dasselbe hat eher an Buntheit gelitten, als an Engherzigkeit in der Auswahl der Richtungen. Volksstücke hat das Volkstheater genug gebracht; von Anzengruber natürlich die meisten, denn Anzengruber's Bedeutung wurde als eine der moralischen Stützen des neuen Theaters betrachtet. „Der Fleck auf der Ehr“, das Eröffnungsstück, von welchem wir bereits gesprochen haben, kam zu neunzehn Aufführungen; allein der „G'wissenswurm“ nur zu viere; dazwischen liegen „Der Pfarrer von Kirchfeld“ mit dreiundzwanzig, „Die Kreuzelschreiber“ mit vierzehn und „Heimg'funden“ mit acht Aufführungen. Ein unbedeutenderes und in der Veraltung belassenes Stück Nestroy's „Der Unbedeutende“ und „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ von Raimund waren der übrige vom Volkstheater dem Volksstücke gezollte Tribut. Der „Alpenkönig“ erwies sich als ein echter Erfolg beim Publicum. Die Erscheinung, daß das Gchte sich echte Geltung zu verschaffen vermag, kann für die Leitung der Bühne eine Ermunterung sein, wie sie für die Kritik eine solche ist, um auf dem innerlich Werthvollen gegenüber dem äußerlich Packenden zu bestehen. Es ist daher sicherlich etwas Verfehltes im Grunde zu finden, wenn für Schiller mit „Tell“ und den „Räubern“ keine würdige Stellung im Repertoire gefunden wurde. Demgegenüber muß man Ganghofer-Brociner's „Hochzeit von Valeni“ als das meistgegebene Werk hervorheben, welches diesen Erfolg keiner anderen Kraft verbankt als der, die wichtigsten und gewaltsamsten Effecte auf die Gemüther der Menschen in einem Bühnenstücke äußerlich, unorganisch und gewaltsam vereinigt zu haben. Es ist eine Arbeit ohne Causation, ohne Entwicklung und Führung der Seelenzustände, die nur als Wirkungen auf die Nerven der Zuschauer verwendet sind. Wie Decorationsmalerei zur Malerei, so verhält sich dieses Bühnenstück zum Drama; es füllte vierzigmal das Haus: und darin liegt seine Bedeutung.

Charakteristisch für das Repertoire war auch das Lustspiel. „Die berühmte Frau“ von Schönthan und Kadelburg ist eines der plattesten deutschen Lustspiele, das ohne jede Absicht zu charakterisiren oder eine möglicherweise zusammenhängende und etwas besagende Handlung zu bieten, verfaßt ist und bestenfalls eine Sammlung von Scherzen, wie sie einem lustigen Mittelmenschen einfallen, bietet. Eine ganze Reihe von kleineren und größeren Lustspielen und Possen kam nur, um zu verschwinden; es ging in dem Gemisch der langen Heiterkeit freilich Einiges, das just ein besseres Los verdient hätte, unter; das Gewicht des rasch Versinkenden riß jenes mit.

Ferner war für dieses erste Jahr des Deutschen Volkstheaters bezeichnend, was aus dem Erbe des Wiener Stadttheaters aufgenommen wurde. Lindau's „Maria und Magdalena“ war ein Mißgriff. „Die Bluthochzeit“ von Lindner erwies sich als einer Neuaufnahme durchaus



würdig, weil dieses mit Fleiß reich ausgeführte Historiengemälde, das sich nur zu viel in geschichtliches Detail verliert, doch auch seelische Zustände stark herausarbeitet und, soweit dem Dichter sein mehr nachempfindendes als eigenartiges Talent es gestattete, zur schönen Geltung bringt. Erckmann-Chatrion's Schauspiel „Die Ranzau“ ist eine süßliche Romeo- und Julia-Geschichte auf dem Dorfe, ohne die Weite, Freiheit und Tiefe, die Keller's Novelle füllt, und ohne — wer wird aber gar an Shakespeare denken. Einige der ausgerechneten Situationen machten Effect. Um Ibsen auf das Repertoire zu bringen, griff das Volkstheater nach den „Stützen der Gesellschaft“, gleichfalls einem Erbstück des Stadttheaters. Das war nicht eben nöthig; Ibsen konnte in jedem Betracht bemerkenswerther aufgeführt werden.

Daß man, um auf die eigenen Thaten des vielseitig geschäftigen Theaters zu kommen, zu Heiberg's „König Midas“ griff, konnte nur durch einen Mißerfolg belohnt werden. Dieses nicht uninteressante, aber trotz aller technischen Sicherheit unsichere Stück ist ein Fragment aus der literarischen Physiognomie der Zeit, welches diese so wenig repräsentiren kann, wie ein Fältchen das Antlitz. Das Schauspiel hat eine schleppende und verschleppte Handlung; die Charakteristik ist getüftelt und unsympathisch; das Problem, welches die Fragen der Moral in ihrer Beziehung zur Sittlichkeit behandelt, ist enge in seinem Horizont, gegen ebenso enge geführte Problemdichtungen entgegengesetzter Tendenz aufgestellt; und endlich vergeift sich der Künstler in der Gattung. Vielleicht hätte er in einer Komödie über so ohne philosophische Weite des Blickes gefaßte Charaktere und Motive eher Heiterkeit breiten können; man hätte sich dann mit Lachen befreit, wo man sich jetzt beunruhigt fühlt. Das Unzulängliche und Unfertige des gesellschaftlichen Zustandes kann dem Dichter, der ihn treu schildert, nicht das Recht geben, das Unfertige im Problem zu fixiren; ethisches Ringen muß ästhetisch fertig vorgeführt werden.

Aber wir haben die Aufführung dieses Stückes vielleicht nur dem Gastspiel eines interessanten Darstellers zur Last zu legen; demselben schuldet man auch die Aufnahme eines dürftigen Lustspiels „Der Herr Major auf Urlaub“, nach einem novellistischen Vorwurf Goethe's von Francis Stahl ungelent dramatisirt. Außerdem eines Intriguenstückes „Der Kriegsplan“ von Werther und des Schauspielers „Ein gutes Haus“ von Granichstädten. Das erstere ist eine Arbeit im Sinne Scribe's, aber nicht mit dem Geiste desselben; das letztere ist von symptomatischem Interesse: es sucht Stärke in der Vorführung von Menschen der gewaltsamen Lebensführung, sucht durch eine Handlung, die aus Verbrechen und Leidenschaftlichkeit besteht, zu packen, würzt sie mit dem Raffinement der dargestellten Gefinnung der Niedrigkeit, legt über das grelle Lebensbild einen künstlichen Schleier unglaubhaft gemalten Edelsinns und bringt anstatt des vermeintlichen Problems die Auflösung einer Anekdote.

Die wirkliche literarische That des Volkstheaters war die Vorstellung des Dichters Richard Voss, den sie uns Wiener durch zwei Schöpfungen „Eva“ und „Alexandra“ kennen lehrte. „Eva“ ist schon durch die problematische weibliche Hauptgestalt, die scharf und sicher ge-

zeichnet ist, ein Kunstwerk; die Handlung ist in feiner Durchbildung der seelischen Lagen — zwischen dem ersten und zweiten Act nur zu sprunghaft — sonst ausreichend motivirt, voll Kühnheit fortgeführt und gesteigert und mit rauher Energie zu einer mächtig packenden Tragik geführt; hier ist die Sensation künstlerisch behandelt. Den Höhepunkt, als deutsche junge Schaubühne genommen, erklimm das Volkstheater mit der „Alexandra“, gewiß einem der interessantesten und stärksten deutschen Stücke der letzten Jahre. Es kam noch knapp vor Pfingsten zur Aufführung.

So hat das Volkstheater sich allmählich zu seiner Mission in ein freundlicheres Verhältniß gesetzt; es hat manche verdienstliche Leistung zu Stande gebracht; es hat in die Versumpfung des Wiener Theaters eine leichte reinere Strömung geführt. Es hat zwar auch viel geirrt und geschwankt; aber, weil das Volkstheater doch einer Idee entsprang und mit dieser ein Funke von Idealismus in ihm innerlich fortglomm, ohne daß er erstickt werden konnte, so blieb auch in diesem ersten Jahre ein idealer Gewinn übrig, in dessen Mehrung die Leitung sich und uns zu Danke walten wird.

Theodor Loewe.

**Salzburger Spaziergänge** von R. H. Greinz. Dresden und Leipzig, E. Pierzon 1890, 8°, 57 S., Preis 1 M., eleg. geb. 2 M.

Poesien der Erholung möchte ich die vorliegende kleine lyrische Sammlung zum Preise der alten Bischofsstadt nennen, die uns Herr Greinz als ein Stück aus seinen Erinnerungen freundlich in die Hand giebt. Neben manchem Gewöhnlichen treten oft prächtige Gedanken hervor, Ernst und Humor sind leicht gemischt, die metrische Behandlung ist dem Vorwurfe entsprechend. Weiter behandelt sind besonders S. 13 St. Peter und das Bräutübl S. 20. Manchmal ist es, als ob der selige Balthasar Hunold noch seine Saiten schlüge, der durch überaus leichte Behandlungsweise und stets schön an der Oberfläche haftende Komik in seinen Haller und Innsbrucker Spaziergängen so viel Wirkung gethan. Greinz geht jedoch meist tiefer, seine Mönchsberg-Elegie ist hochernst, voll Schwunges der Gedanken und reich an unmittelbarer Empfindung. Da und dort ist wohl in einigen anderen Gedichten durch Verflechtung von Gegenwart und Vergangenheit die Einheitlichkeit gestört, aber ein Hauptfaden zieht doch überall mehr minder deutlich hindurch. Das Gedicht „Untersberg“, S. 50, behandelt die bekannte Sage recht hübsch, nur ist abweichend von derselben Barbarossa der schlafende Held. Hervorzuheben wäre der Sang auf das reizende Aigen, das unser biedere Weißenbach 1820 breit gerühmt hat, ferner die Verse am Grabe Schindler's, S. 26, und die Erinnerung an Wolf Dietrich und Salome, S. 18, die mich an meine eigene unvollendete Arbeit gemahnt hat. Das einleitende Gedicht auf „Salzburg“ ist bedeutend schwächer als die folgenden. Einzelne Formen, wie „der Narre“ (S. 55), „in ein Menschenkinde“ (S. 12) fallen als fehlerhaft auf. Die Gedichte sind dem Vater des Verfassers gewidmet und jedem Verehrer Salzburgs zu empfehlen.

Innsbruck.

E. M. Prem.